2,00 DM / Band 764
Schweiz Fr 2,00 / Östern. S 16

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Zeit der Grausamen

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Zeit der Grausamen

John Sinclair Nr. 764

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 23.02.1993

Titelbild von Dino Marasan

Sinclair Crew

Zeit der Grausamen

In die hereinbrechende Dunkelheit taumelte ein schreckliches Wesen - halb Mensch, halb Vogel.

Der Himmel hatte seine Pforten geöffnet. Die Schwüle der letzten beiden Tage war vorbei. Es war zu mächtigen Entladungen gekommen, die Welt verschwand unter einem gewaltigen Vorhang aus Regen.

Was da vom Himmel auf die Erde geschüttet wurde, war unglaublich. Stadt und Land ertranken in den Wassermassen, und auf den Straßen war kaum ein Mensch zu sehen. Wer es eben schaffte, der eilte in trockene Räume.

Das Wesen aber taumelte weiter. Es mußte weg, einfach nur weg. Durfte auf keinen Fall bleiben oder sich entdecken lassen, denn dann war es vorbei!

Es hatte sich geduckt, als könnte es so den schlimmsten Massen entgehen, das war nicht möglich. Es gab keine Lücke, und die Fliehende spürte jeden aufprallenden Tropfen wie einen Trommelschlag.

Das Wetter machte blind. Auch der Mensch mit den besten Augen wäre nicht in der Lage gewesen, irgendwelche Konturen auszumachen. Alles verschwamm in einem weichen Grau. Es gab keine Häuser mehr, keine Büsche, keine Straßen, keine Wege, es gab nur den trommelnden Regen und den gewaltigen Donner, der über die Stadt hinwegfegte wie das fürchterliche Gericht eines mächtigen Dämons.

Dazwischen zuckten die Blitze wie schnell geworfene Pfeile auf. Auch sie rasten hinein in den Regen, erhellten ihn an gewissen Stellen und schufen dabei Bilder und Szenen von schauriger Schönheit. Jeweils für eine winzige Zeitspanne sah die Umgebung der aufzuckenden Blitze aus, als sollte sie fotografiert werden, bis dann die Dunkelheit wieder zusammensank und alles verschluckte.

Eine fürchterliche Nacht brach an. Ein Feuerwerk entfesselter Naturgewalten, das schon einem Weltuntergang gleichkam.

Aber - das Wesen freute sich.

So konnte es sicher sein, nicht so schnell entdeckt zu werden, und es fürchtete sich auch nicht davor, die Straße zu erreichen, die den kleinen Wohnpark an der Nordseite begrenzte.

Dort blieb es stehen.

Plötzlich war wieder einiges anders geworden. Zwar blieb das Wetter gleich, doch aus Erinnerungsvermögen der Vogelfrau stieg allmählich etwas an die Oberfläche hervor, das sich zu einem Begriff, einem Namen zurechtformte.

Helen Kern!

Der Regen rauschte, er trommelte auf sie und auf die nähere Umgebung nieder, und wieder dachte sie an den Namen.

Helen Kern!

Wer war diese Person? Warum fiel sie ihr jetzt ein?

Helen Kern - ein Name, der Name einer Frau. Sie mußte etwas Besonderes sein.

Weg, vorbei. Als hätte der herabströmende Regen das Erinnerungsvermögen des Wesens gelöscht.

Die Vogelfrau veränderte sich. Plötzlich spürte sie wieder ihre Umwelt, stand da wie auf dem Sprung und spürte die Kälte auf ihrem Rücken wie blankes Eis.

Sie mußte weg. Sie durfte nicht länger bleiben, denn überall lauerten Gefahren.

Hier an dieser Stelle huschten sie vorbei, denn sie hielt sich am Rand einer Straße auf, die ebenfalls eingepackt war in dichte Wasserschleier, doch aus diesem rauschenden, eintönigen Grau hörte

sie bestimmte Geräusche.
Sie sah auch Lichter, zitterndes Blendwerk, vom Regen verwaschen, das auf sie zuhuschte.
Autos fuhren heran.
Erreichten sie.
Rauschten vorbei wie Schatten, Wasserfontänen hinter sich herziehend, die sich mit dem herabfallenden Regen vermischten.
Die Vogelfrau fror. Sie zitterte. Die rechte Seite, wo das Gefieder wuchs, sah aus wie lackiert. Es lag angeklatscht an ihrem Körper, vom Kopf bis hin zum Fuß. Wasser rann darüber hinweg, klatschte als Sturzbach zu Boden und schäumte dort weiter in irgendeinen Rinnstein.
Sie wollte weiter. Nach vorn gehen, auf keinen Fall mehr zurück, nicht mehr nach hinten, auch nicht zur Seite. Da blieb ihr nur die Möglichkeit der Straßenüberquerung, wobei sie hoffte, dem Schatten mit den hellen Augen entkommen zu können.
Sie duckte sich, aber sie traute sich nicht. Das breite Band der Straße war so eng, sie kannte nicht einmal das Wort dafür, es war feindlich, mehr auch nicht.
Die Vogelfrau zitterte. Sie duckte sich dabei noch tiefer, ohne die Angst abschütteln zu können, und der Regen rauschte weiter mit einer gleichmäßigen Wucht.
Er hämmerte auf den Boden. Aus den Tropfen wurden lange Fäden, die beim Aufprall wieder zurückgeschleudert wurden und sich mit dem nachfolgenden Wasser vereinigten.
Ein Blick aus zwei verschiedenen Augen über die Straße hinweg. Das eine war menschlich, das andere nicht. Es gehörte einem Vogel und hatte keine Brauen. Mit dem Eulenauge sah man schärfer, besonders in der Dunkelheit. Die Regenschleier waren jedoch nicht zu durchdringen.
Sie konnte nicht hier stehenbleiben. Noch schützte sie das Unwetter, aber es würde weiterwandern, und dann würde die Sonne versuchen, wieder ihre Strahlen auf den Boden zu schicken.
Sie schaute nach links und sah das verschwommene Licht. Es lockte sie, und an die Gefahr dachte sie nicht mehr. Sie handelte nicht wie ein Mensch, sondern ließ sich mehr vom Instinkt leiten.
Die Vogelfrau duckte sich noch einmal. Sie holte Schwung und Kraft, dann startete sie.
Fuß und Kralle berührten die Fahrbahn, wobei der Fuß in eine Pfütze geriet und dabei ausrutschte wie auf einer Eisfläche.
Die Vogelfrau verlor das Gleichgewicht. Plötzlich kippte sie nach hinten. Für einen Moment sah es so aus, als würde sie tanzen und sich trotzdem noch fangen können, aber von der linken Seite her fuhr der Wagen heran.

Er war schnell, sehr schnell. Das Licht seiner Scheinwerfer mischte sich in das helle Leuchten der Blitze und tanzte irrwischartig vor den beiden unterschiedlichen Augen der Vogelfrau, zusätzlich gebrochen von unzähligen Regentropfen, so daß sie für das Wesen zu einer glänzenden Scheibe wurden.

Die Vogelfrau warf sich vor.

Sie schaffte es - oder?

Nicht ganz.

Irgendwo wurde sie erwischt. An der Wade, am Schenkel oder an der Hacke. So genau konnte sie es nicht einmal ausmachen. Die Wucht allerdings trieb sie nach vorn und auf die Straßenmitte zu, wo sie wieder ausrutschte, sich nicht fangen konnte, zu Boden fiel und weiterschlitterte.

Hinter ihr fing der Wagen an zu tanzen. Seine Reifen übersetzten den Bremsvorgang nicht so, wie sie es hätten tun müssen. Das Fahrzeug schleuderte, es drehte sich, und hinter der regennassen Frontscheibe bewegte sich der Umriß des Fahrers mehr als hektisch. Er versuchte, sein Fahrzeug wieder unter Kontrolle zu bekommen. Er war nicht schnell gefahren, aber zu schnell für dieses Wetter, und er konnte auch nichts tun, als der Wagen nach rechts abdriftete und quer über die Straße rutschte, dem Bordstein entgegen, der ihn sowieso nicht stoppen konnte.

Erst auf dem Gehsteig kam er zur Ruhe.

Der Fahrer stieg aus.

Er stand unter Schock. Er rannte auf die Fahrbahn und schrie in den rauschenden Regen Worte hinein, die nicht einmal er verstand. Dabei suchte er das Opfer, das bis an den Straßenrand gekrochen war und dort ein nasses, dunkles Bündel bildete, weil er sich hingehockt hatte und der Regen auf den Rücken strömte.

Schwankend näherte sich der Fahrer der Vogelfrau. Auf der kurzen Strecke war er naß bis auf die Haut geworden, lamentierte und winkte mit beiden Armen.

Donner grollten. Allerdings nicht mehr so laut, denn das Unwetter zog ab. Blitze zuckten auch weiterhin über den Himmel.

Die Vogelfrau richtete sich auf. Sie drehte ihren Körper dabei dem anlaufenden Mann zu.

Im selben Augenblick zeichneten zwei Blitze in der Nähe ihre Figuren in die Luft.

Alles war gut zu sehen, auch die Umgebung, denn für einen Moment wurde sie erhellt wie die Dekoration einer Bühne im Scheinwerferlicht.

Der Mann sah es!

Er stoppte!

Auf seinem Gesicht zeichnete sich der Schrecken ab. Die Haut wurde

fahl wie die eines Toten. Seine Augen zuckten, der Mund öffnete sich zu einem Schrei, dessen lautes Kreischen aber vom nächsten Donnerschlag vernichtet wurde.

In seiner Angst paßte der Mann nicht auf, trat in eine Pfütze und rutschte aus.

Er blieb liegen und keuchte. Aber er kam wieder auf die Füße und schaute dorthin, wo dieses Wesen liegen mußte.

Es war weg!

Der Mann spürte den Regen nicht. Er ging mit kleinen, tapsigen Schritten weiter. Sein Blick war starr, verriet zugleich Angst und auch Unglauben.

Es war weg - einfach so.

Der Mann lachte. Er mußte das einfach tun, um sich die nötige Erleichterung zu verschaffen. Als er sich umdrehte, um zu seinem Wagen zu gelangen, geriet er in einen Taumel.

Fast wäre er wieder gefallen, er konnte sich auf den Beinen halten und lief wie eine nasse Vogelscheuche durch den strömenden Regen auf seinen alten Fiat zu, der im strömenden Regen noch mieser aussah.

Der Mann riß die Fahrertür auf. Klatschnaß setzte er sich hinter das Lenkrad. Fahren konnte er noch nicht, denn der Schock saß einfach zu tief. »Ich bin verrückt!« keuchte er. »Ich bin verrückt. Was ich da gesehen habe, kann es nicht geben…«

Er verschluckte sich, würgte, dann mußte er husten und strich sein nasses Haar zurück.

Wie ein Gespenst hockte er hinter dem Steuer und starrte ins Leere. So fanden ihn auch die beiden Polizisten, die mit ihrem Streifenwagen zufällig vorbeikamen.

Den Männern erzählte er alles.

Sie nahmen ein Protokoll auf und wunderten sich, daß ein nüchterner Mensch einen derartigen Blödsinn von sich geben konnte…

***

Ich saß hinter meinem Schreibtisch und sah nicht eben glücklich aus. Aber wer kann schon von sich behaupten, glücklich hinter seinem Schreibtisch zu sitzen? Die wenigsten wohl.

Aber - mir gegenüber saß jemand, der ebenso unglücklich war wie ich. Und der Mann hieß Suko.

Beide sahen wir aus wie Leute, denen die Suppe verhagelt war.

»Da kannst du nichts machen, John. Helen Kern ist und bleibt verschwunden.«

»Weiß ich. Mich stört nur, daß sie mir durch die Lappen gegangen ist. Und sie hat sich ausgerechnet in der Wohnung verwandelt, in der auch ich mich aufgehalten habe. Das macht mich so wütend. Hinzu

kam das Unwetter, das ihr alle Chancen gab und mich dumm aussehen ließ. Du brauchst dir keinen Vorwurf zu machen, und mit einer Fahndung hätten wir auch nichts erreicht. Helen Kern wird nicht so dumm sein und einem Polizisten in die Arme laufen.«

»Da pflichte ich dir bei«, meinte Suko, als er sich zurücklehnte. »Und jetzt ist sie eine Strige.«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Moment, ich muß das relativieren. Sie war eine halbe Strige, als sie mir entwischte. Wenn die Verwandlung nicht weiter fortgeschritten ist, läuft sie noch immer als eine solche herum. Aber das kann ich mir nicht so recht vorstellen.«

»Stellt sich natürlich die Frage, wie sie dazu kam.«

»Bestimmt nicht in der Werbeagentur, wo sie tätig war.«

Suko grinste. »Kann ich mir auch nicht vorstellen, aber da war ja noch die Klinik, in der sie eine Kur verbracht hat.«

Ich nickte zweimal. »Das ist die Spur.«

»Und da müssen wir hin.«

Wir waren beide nicht gerade in Superform, was auch am Wetter liegen mußte. Die Hitze tagsüber machte die Menschen träge. Dieser Sommer war nicht normal.

»Health Farm«, murmelte Suko. »Ein netter Name. Da kann man richtig gesund werden.«

»Oder sich verwandeln.«

»Wann willst du los?«

»Sobald wir die genaue Adresse haben. Ich verlasse mich da voll und ganz auf Glenda. Sie hat mir versprochen, alles herauszusuchen. Das schafft sie auch.«

Suko war noch skeptisch. »Meinst du denn, daß sich Helen wieder dorthin zurückzieht?«

»Siehst du eine bessere Möglichkeit?«

»Im Moment nicht.«

Ich schaute durch das Fenster und sah den blauen Himmel. Blau und warm. An derartigen Tagen sehnte ich mir den Winter herbei, ein bißchen Kälte, ein paar Schneeflocken, ruhig auch Eis auf den Hausdächern. Dann konnte die Sonne scheinen, jedenfalls wäre es herrlich gewesen, der Meinung war ich.

Glenda kam und brachte Kaffee. »Ich habe noch keine Nachricht bekommen«, erklärte sie.

»Was heißt das?«

Sie stellte das Tablett ab. Auch für sich hatte sie eine volle Tasse mitgebracht. »Ganz einfach, diese Farm ist noch nicht gefunden worden. Es gibt einfach zu viele.«

»Sie liegt im Süden«, sagte Suko. »Wenn du keinen Erfolg hast, setze

ich mich mit der Kleinen aus der Bücherei in Verbindung, die in Wirklichkeit eine verdeckte Einsatzzentrale des Geheimdienstes ist.«

»Ist sie hübsch?«

»Wer? Die Zentrale…?«

»Hör auf, Suko. Die Kleine natürlich.«

»Ja, sie ist reizvoll. Eurasierin. Scharfes Fahrzeug, würde ich mal sagen.«

»Schäm dich.« Glenda schüttelte den Kopf, probierte ihren eigenen Kaffee, nickte zufrieden und rückte dann mit der Nachricht heraus, daß Sir James gleich vorbeikommen wollte.

Ich war sofort mißtrauisch. »Was will er denn? Mir eine Standpauke halten, weil ich alles vermasselt habe?«

»Das kann ich dir nicht sagen, glaube es aber nicht. Der hat irgend etwas erfahren.«

»Hoffentlich die Lage der Klinik.«

»Das nun wieder nicht, John. Da bekomme ich Bescheid. Die Kollegen arbeiten eben daran.«

Ich trank den Kaffee, der mir zwar gut schmeckte, aber einen Fehler hatte. Er war zu heiß, er mußte ja heiß sein, und deshalb wärmte er mich nicht nur durch, er trieb mir auch sehr schnell den Schweiß aus den Poren. Mit einem Taschentuch kämpfte ich dagegen an.

Glenda lächelte nur, als sie das sah. »Arbeitsam siehst du heute auch nicht aus.«

»Bin ich auch nicht.«

»Ich muß ja auch was tun.«

»Ja, du…«

»Was heißt das?«

Ich deutete auf ihre kurze Radlerhose, die in zwei Farben schimmerte. In Blau und Gelb. Beide Farben waren weich angelegt worden und liefen ineinander über. Darüber trug sie ein weißes, dünnes, aber ziemlich langes T-Shirt. »Du kannst dir das auch leisten, locker zu sein. Wir aber müssen immer in die vollen gehen und…«

»Was Ihnen auch sicherlich guttun wird«, sagte Sir James, der plötzlich im Büro stand.

»Meinen Sie?«

»Ja. Ich denke, Sie brauchen mal wieder einen Kick.«

»Für den sorgen Sie, Sir?«

»Zumindest für einen halben.« Er blieb vor dem Schreibtisch stehen und legte ein Faxpapier zwischen uns. »Das wurde mir zugeschickt«, sagte er. »Am vergangenen Abend und während des Unwetters haben zwei Kollegen von der Streife einen Unfallfahrer verhört, der behauptet, ein seltsames Wesen gesehen zu haben. Es ist ihm vor den Wagen gelaufen, und es war eine Mischung aus Mensch und Vogel, eben unsere Helen Kern, die Ihnen leider entwischt ist.«

»Das tut mir auch weh, Sir.«
»Lesen Sie.«
Ich las das Fax, reichte es Suko weiter und ärgerte mich abermals, denn das Wesen war nicht einmal weit von Helen Kerns Wohnung entdeckt worden. Ich hätte noch ruhig die Verfolgung aufnehmen können, aber der Regen und die Dunkelheit hatten mich davon abgehalten.
»Doppeltes Pech«, sagte Suko, der das Fax nach mir gelesen hatte und es unserem Chef übergab.
»Wir können ja nicht immer auf dem Siegertreppchen stehen.«
»Aber es zumindest versuchen.«
Wir schwiegen.
Sir James nahm Platz. »Kommen wir zur Sache. Einen Erfolg haben Sie nicht errungen, aber ich möchte fragen, was Sie zu tun gedenken? Wieweit sind Sie gekommen?«
»Noch befinden wir uns im Anfangsstadium.«
»Das ist nicht viel, John.«
»Ich weiß, aber wir haben einiges in die Wege geleitet. Die Spur führt unserer Meinung nach unweigerlich zu dieser Klinik. Wir müssen nur noch herausbekommen, wo wir sie finden können.«
Der Superintendent blieb skeptisch. »Haben Sie dafür einen Beweis, oder nehmen Sie es nur an?«
»Wir gehen davon aus.«
»Das ist wenig.«
»Es wird uns reichen. Die Klinik war doch nicht normal. Da sind Agenten gewesen. Wir gehen davon aus, daß sie eine Spionage-Zentrale des damaligen KGB gewesen ist. Der erschossene Doppelagent Sanders hat davon gesprochen, und ich würde mich nicht wundern, wenn Adams, unser Geheimdienst-Bulle, auch davon weiß, mit seinen Informationen aus nur ihm bekannten Gründen aber sehr zurückhaltend ist.«
»Vielleicht will er eine Blamage vermeiden«, meinte Suko.
»Das kann auch sein.«
Sir James runzelte die Stirn. Zuerst schob er seine Brille zurück, dann strich er über sein Haar.
»Wissen Sie, ich komme da nicht mit. Wenn mich nicht alles täuscht, ist die Klinik doch aufgegeben worden. Oder habe ich das falsch gehört?«
»Haben Sie nicht, Sir.«
»Was wollen Sie dann noch dort?«
Ich hob die Schultern. »Irgendwo muß Helen Kern ja hin. Dort kennt sie sich aus. Sie wird sich verstecken wollen. Sie muß doch einen Unterschlupf finden. Bei Freunden kann sie sich nicht blicken lassen. Die würden sich zu Tode erschrecken, wenn plötzlich eine Mischung

aus Mensch und Vogel vor ihnen stehen würde. Ich denke schon, daß sie sich einen Ort aussucht, wo alles anders ist und sie allein sein kann.«

Sir James runzelte die Brauen. »Weiß sie denn nicht auch, daß Ihnen die Klinik bekannt ist?«

»Kann sein.«

»Dann wird sie nicht so dumm sein.«

»Haben wir uns auch gedacht«, meldete sich Suko. »Aber es ist zumindest eine Möglichkeit.«

»Mehr auch nicht.«

Der Alte war ziemlich sauer. Verständlich. War ich ja auch, nur ärgerte ich mich anders. Mein Ärger ging nach innen, so daß mir nicht einmal mehr Glendas Kaffee richtig schmeckte.

Der Alte überraschte uns mit der nächsten Frage. »Haben Sie sich schon Gedanken darüber gemacht, wie es möglich war, daß sie zu einer halben Strige geworden ist?«

»Uns kam Strigus, der Anführer der Bluteulen, in den Sinn.«

»Dann wäre er wieder hier.«

»Ja.«

»Oder in der Klinik.«

»Kann auch sein.«

»Wenn diese Klinik jedoch ein Agentennest des Ostens gewesen ist, John, weshalb hat sich Strigus dann hineingehängt? Das würde mich wirklich mal interessieren.«

»Kann ich Ihnen nicht sagen, Sir.«

»Sie denn, Suko?«

»Nein, keine Lösung. Wir denken darüber nach, arbeiten daran, mehr können wir nicht tun.«

»Ich will aber, daß Sie Helen Kern fangen. Wer weiß, was sich daraus noch alles entwickelt.«

»Stimmt, Sir.«

Glenda war inzwischen zurück in ihr Vorzimmer gegangen, weil sie dort zu tun hatte. Jetzt kehrte sie zurück. Ihrem Gesicht sahen wir an, daß sie einen Erfolg zu vermelden hatte. »Es ist soweit, ich habe die Anschrift der Klinik. Es ist diese Klinik gewesen, in der Sanders und Helen gekurt haben.«

Es war alles ein wenig kompliziert. Wir hätten es gern bei der Agentur versucht, wo Helen gearbeitet hatte, aber dort war noch niemand gewesen. Sie fingen erst sehr spät an.

Die Klinik lag tatsächlich im Süden, nicht einmal weit von der Küste entfernt, aber sie war aufgegeben worden. Die Gebäude standen leer, gammelten vor sich hin, und niemand hatte sich bisher für sie interessiert. Als Versteck kämen sie schon in Frage.

Darüber sprachen wir.

Sir James mußte zugeben, daß es die einzige Spur war und erklärte uns, daß wir sie verfolgen sollten. »Fahren Sie gleich los und schauen Sie sich um. Ich könnte mir vorstellen, daß sie noch vor Helen Kern am Ziel sind. Oder glauben Sie, daß Miß Kern in ein Auto steigt und fährt?«

»Das sicherlich nicht, Sir.«

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück.«

»Gleichfalls.«

Er ging, ließ uns zurück, die wir ziemlich sauer waren. Zumindest Suko und ich. Glenda lächelte.

Sie rieb ihre Handflächen gegeneinander. »Dann haut mal richtig rein, Freunde. Es wird euch doch nicht schwerfallen, Helen Kern zu finden.«

»Nein, überhaupt nicht«, sagte ich und stand auf. Ich griff zu meiner dünnen Jacke. Einen Vorteil hatte die neue Aufgabe. Wir würden mit Sukos Wagen fahren, und der war mit einer Klimaanlage ausgerüstet…

***

Die Nacht!

Dunkelheit, Einsamkeit, dicht belaubte Bäume, keine Menschen, Natur pur.

Je näher die Nacht herangerückt war, um so schneller hatte sich Helen bewegen können. Sie war ein Geschöpf der Dunkelheit. Sie fühlte sich dazu hingezogen, sie würde sie immer lieben, denn die Nacht gab ihr eine kaum vorstellbare Kraft.

Wieder veränderte sich etwas in ihrem Innern. Gier erwachte und kämpfte gleichzeitig gegen den Menschen an, der ebenfalls noch zu ihr gehörte. Aber sie war beides nicht. Weder Mensch noch Vogel. Sie war ein Zwitter, hin- und hergerissen von Eindrücken, Gefühlen und Handlungen. Ein Spielball zwischen den Mächten, die an ihr zerrten und sie von einer Seite zur anderen schoben, ohne sich für eine wirklich entscheiden zu können. Helen wußte selbst nicht, als was sie sich lieber ansah. Als Mensch oder als Vogel.

Da blieb sie in der Mitte.

Sie schaute mit dem Auge eines Menschen und gleichzeitig mit dem eines Vogels. Sie sah die Umgebung aus zwei Perspektiven, wobei der Vogel in der Nacht einen Vorteil hatte.

Damit konnte sie sehen, als wäre die Umgebung hell erleuchtet.

In einem kleinen Waldstück hatte sie Zuflucht gefunden. Die Bäume waren noch naß vom Regen, und auch der Boden war feucht. Sie hatte sich eine kleine Mulde ausgesucht, in der sie hockte.

Halb Mensch - halb Vogel…

Immer wieder dachte sie darüber nach. Das schaffte sie auch, nahm es sogar hin. Sie mußte sich einfach in diesen Fatalismus

hineinstürzen, weil es keine andere Möglichkeit gab. Sie mußte damit fertig werden und damit leben, denn sie glaubte nicht, daß sich dieser Zustand noch ändern würde.

Eine Zurückverwandlung war nicht in Sicht. Eher der Weg nach vorn. Daß sie sich voll und ganz in einen Vogel verwandeln würde und als Rieseneule zurückblieb.

Bisher war die gesamte rechte Seite von einem dunklen Gefieder bedeckt. Es fing beim Fuß an und glitt weiter in die Höhe, bis es ihre Haare erreicht hatte. Das heißt, die Haare waren ebenfalls an der rechten Seite nicht vorhanden, sie hatten sich in Gefieder verwandelt, das erst aufhörte, als es den Scheitel erreicht hatte.

Von dort an war sie normal. Dichtes braunrotes Haar wuchs bis zu den Schultern. Sie hatte noch immer die samtweiche Haut, auf die sie so stolz gewesen war. Sie fror auch nicht, obwohl sie keinen Fetzen Kleidung am Leib trug. Das hier war alles anders geworden, sie mußte umdenken, sie würden auch weiterhin so leben, aber nur mit der linken Seite als Mensch.

Sie würde essen müssen, und dieser normale Vorgang bereitete ihr die ersten Probleme.

Sie hatte nur einen halben normalen Mund, die rechte Seite hatte sich ebenfalls verändert und war zu einem Schnabel geworden. Auch der Gaumen innen war aufgerauht, es gab ihn praktisch nicht mehr. Wenn sie die Zunge bewegte, dann kratzte sie über die Enden der kleinen Federn. Was im Innern ihre rechten Körperhälfte geschehen war, wußte sie nicht, sie wollte es auch nicht wissen, später vielleicht, aber nicht jetzt, wo es andere Probleme gab.

Helen brauchte ein Versteck.

Zwar hockte sie in der tiefen Dunkelheit des Waldes, aber das war es einfach nicht. Sie mußte raus, weg, fliehen, denn sie befand sich noch zu nahe an der Stadt, und sie wollte auf keinen Fall von irgendwelchen Menschen entdeckt werden.

Sie stand auf.

Die Nacht gab ihr Schutz. Hinzu kamen die Bäume und auch das Dickicht des Waldes. Sie sah mit ihrem Vogelauge nicht nur gut, sie hörte auch die leisesten Geräusche, die ihr als normaler Mensch nicht aufgefallen wären.

Das Rascheln, das Tappen kleiner Füße. Tiere, die unter dem feuchten Laub hinweghuschten und nach Verstecken suchten.

Mäuse, auch Eichhörnchen, sogar einen Fuchs nahm sie wahr. Zum Teil waren ihre Sinne geschärft.

Wenn sie sich konzentrierte, konnte sie genau sagen, wer oder was da in ihrer Nähe vorbeihuschte und dann verschwand.

Sie bewegte ihren Mund.

Hunger…

Ein Gedanke nur, aber einer, der wichtig war, denn zum Überleben brauchte sie Nahrung.

Lebendige…

Der Verstand sagte ihr nein, aber der Instinkt der Eule sprach dafür. Sie wußte, daß nur ihr linker Arm normal war. Auf dem rechten wuchs das Gefieder, und die Hand hatte sich zu einer Kralle verformt.

Damit konnte sie zuschlagen. Sie würde schnell wie die Katze mit ihrer Pfote sein.

Hunger…

Sie blieb nicht mehr länger stehen, sondern drückte sich dem Erdboden entgegen. Der Regen hatte ihn feucht gemacht. Er kam ihr vor wie eine dicke, weiche Schicht aus Watte.

Auf allen vieren ließ sich Helen nieder. Sie roch das alte Laub. Sie hörte sehr genau, daß sich darunter etwas bewegte, aber auch sie blieb nicht auf der Stelle hocken.

Auf Händen und Füßen glitt sie weiter. Die menschliche Seite in ihr wurde weit zurückgedrückt, die tierische verstärkte sich.

Der Instinkt wuchs…

Er überlagerte ihren Verstand, deshalb machte es Helen auch nichts aus, sich auf die Suche nach noch lebendiger Nahrung zu begeben. Sie dachte schon daran, wie das warme Blut in ihren Mund sprudeln würde.

Herrlich…

Noch war es nicht soweit. Sie wußte auch, daß sie über keinerlei Erfahrungen verfügte, was die Jagd anging. Sie mußte erst lernen, aber sie brachte den entsprechenden Willen mit, und das allein zählte.

Mit dem Willen würde sie viele Hindernisse übersteigen können.

Etwas raschelte in ihrer Nähe. Eine Maus, die möglicherweise vor ihr fliehen wollte und sich deshalb unter der Laubschicht verborgen hielt. Blitzartig schlug sie mit ihrer Klaue zu, deren Nägel lang, spitz und leicht gekrümmt waren. Sie hackte in das Laub hinein, durchdrang mühelos die Schicht - und hatte ins Leere gegriffen. Die Maus war schneller gewesen.

Es fiel eben kein Meister vom Himmel, und sie lauerte auf den nächsten Versuch.

Helen verließ den Ort. Sie bewegte sich auf die Bäume mit den dicken Stämmen zu.

Die Tiere des Waldes merkten, daß sich jemand in ihrer Mitte befand, der nicht zu ihnen gehörte.

Deshalb wollten sie fliehen. Sie waren aufgeschreckt, kopflos und taten genau das Falsche.

Wie das Eichhörnchen, das auf einen Baum flüchten wollte, aber nicht schnell genug war.

Diesmal packte Helen zu.

Einen beinahe menschlichen Schrei hörte sie, als die Klaue den kleinen Körper ergriff. Sie riß das Tier zu sich heran und schlug es dann mit dem Kopf gegen den Stamm.

Das Eichhörnchen starb.

Helen nickte zufrieden. Die Gier in ihr war stärker geworden. Der Hunger ließ sich nicht mehr unterdrücken.

Sie stillte ihn, und sie benahm sich dabei wie ein Tier. Nichts unterschied sie mehr davon. Was einem Menschen grausam vorkommen mußte, war für sie normal geworden.

Sie aß das Fleisch, sie schluckte das Blut, das warm und dampfend durch ihre Kehle in den Magen hineinrann, und sie labte sich an beiden Dingen. Es war für sie wunderbar, ein Erlebnis, und sie merkte sehr bald, daß diese Beute ihren Hunger nicht stillte.

Helen wollte mehr…

Wieder ging sie auf Jagd. Sie irrte durch das Waldstück, sie lauschte, und sie bekam einige Mäuse zu packen, die sie ebenfalls verschlang.

Dann war der Hunger gestillt.

Mit schwerfälligen Bewegungen ging sie einen Hang hoch, weil sie eine Stelle suchte, wo sie sich ausruhen konnte. Sie fand diesen Ort zwischen dichtbelaubtem Strauchwerk.

Helen war satt. Sie fühlte sich gut, auch wenn der Blutgeschmack noch immer auf ihrer Zunge lag, und sie würde ihn auch weiterhin noch schmecken.

Die Dunkelheit tat ihr gut, denn für sie war sie kaum vorhanden. Sie sah mit dem rechten Auge am Tage, aber das alles würde vergehen, sogar in wenigen Stunden schon. Dann brach der Tag an, und Helen glaubte fest daran, daß er ihr hier in diesem Waldstück keine Sicherheit bieten würde. Menschen wohnten zu nahe. Gerade an warmen Sommertagen suchten die Menschen Ruhe und Kühle in den nahen Wäldern. Da mußte sie eine Entdeckung befürchten.

Wo aber hin?

Ihre Welt war für sie verschlossen. Es gab keine Agentur mehr, keine Wohnung, keine Freunde, kein gar nichts, was sie noch daran erinnert hätte.

Sie mußte den Blick nach vorn richten, aber in eine bestimmte Richtung, die nur sie persönlich etwas anging. Helen brauchte die Einsamkeit und ein Versteck, und deshalb dachte sie wieder wie ein Mensch und überlegte, wo es sinnvoll sein konnte.

Die Klinik fiel ihr ein.

Einige Wochen hatte sie dort verbracht und die unterschiedlichsten Menschen kennengelernt. Sie wußte auch, daß sich dort Dinge abgespielt hatten, für die sich bestimmt der Geheimdienst interessiert hätte, aber die Klinik war nicht mehr besetzt. Sie war aufgelöst worden, und über die Gründe hatte Helen nichts erfahren.

War das eine Chance?

Helen wußte es nicht, denn sie glaubte auch an die Schläue und Raffinesse eines John Sinclair. Dieser Mann war nicht nur gefährlich, sondern auch intelligent dazu. Er und seine Kollegen würden Nachforschungen anstellen und dabei natürlich über die Klinik stolpern.

Aber würden sie auch hinfahren, wenn sie hörten, daß sie ihren Betrieb eingestellt hatte?

Darauf wußte sie keine Antwort. Ihr war nur klar, daß ein großes Risiko bestand.

Gab es eine andere Möglichkeit?

Einiges lief durch ihren Kopf, als hätte jemand einen Streifen mit Filmbildern vor ihren Augen hergezogen. Sie sah gewisse Orte, in denen sie Urlaub verbracht hatte, aber das war auch nicht das richtige für sie. Alle lagen zu weit weg.

Es blieb die Klinik.

Vorerst zumindest…

Es würde nicht einfach sein, dorthin zu gelangen. Da mußte sie sich schon etwas einfallen lassen.

So sehr sie sich auch in ihrem Aussehen einem Vogel genähert hatte, so wenig war es ihr möglich, sich in die Lüfte zu erheben und zu fliegen. Wenn sie den Ort erreichen wollte, dann mit einem Auto, denn sie traute sich zu, dies zu steuern. Zu Fuß jedenfalls wäre sie schon einige Nächte unterwegs gewesen.

Also ein Auto holen.

Helen hatte so etwas noch nie getan. Sie wußte nicht, wie man es ohne Zündschlüssel starten konnte, aber irgend etwas würde ihr schon einfallen, und deshalb verließ sie den Wald, um sich auf die Suche zu begeben.

Helen mußte dorthin, wo Menschen lebten und ihre Fahrzeuge draußen abgestellt hatten.

Den Wald hatte sie schnell verlassen. Leider an der falschen Seite, deshalb blieb ihr nichts anderes übrig, als einen Bogen zu schlagen, um in die bewohnten Gebiete zu gelangen.

Vor ihr lag ein freies Feld.

Sie zögerte noch, es zu überqueren, schaute hoch zum Himmel und stellte fest, daß das Unwetter des vergangenen Abends den Himmel so gut wie freigefegt hatte.

Sie sah keine Wolke mehr. Wie glatt gestrichen lag der Himmel über ihr. Vereinzelt schimmerten Sterne durch. Der Mond war nicht voll, er nahm ab, und ein leichter Wind strich über das Feld und brachte etwas Abkühlung und den Geruch von frischem Heu mit.

Sie kam sich so schrecklich groß vor, als sie durch die flache Landschaft schritt. Ihre verschiedenen Augen waren weit geöffnet.

Helen war vorsichtig, sie traute keinem.

Ihr Ziel waren die Lichter jenseits des Feldes. Dort hatte man eine Siedlung mit relativ großen Häusern errichtet, die allerdings nicht über vier Stockwerke hinausgingen.

In einer Nacht wie dieser gab es viele Menschen, die aus verschiedenen Gründen nicht schlafen konnten und deshalb wach blieben. Damit rechnete Helen ebenfalls. Hinter den erleuchteten Rechtecken konnten durchaus neugierige Gesichter lauern, deren Augen alles registrierten, was in dieser Nacht geschah.

Ich habe bessere Augen, dachte Helen. Ich werde euch zuerst sehen. Dies wiederum gab ihr Mut, den Weg fortzusetzen. Sie duckte sich nicht einmal, als sie so rasch wie möglich über das freie Feld lief. Als Mensch hatte sich Helen schneller bewegen können. Es mochte am Gefieder liegen, daß sie es nicht so schaffte, und natürlich an der Veränderung des rechten Fußes, der ebenfalls zu einer Kralle geworden war.

Die ersten Autos entdeckte sie, als sie eine Zufahrtsstraße erreicht hatte, die den neuen Siedlungskomplex an einer Seite begrenzte. Natürlich gab es Garagen, die aber standen in keinem Verhältnis zu der Masse der Fahrzeuge, denn manche Familien waren doppelt motorisiert.

Deshalb parkten genügend Fahrzeuge im Freien. Helen konnte sie sich praktisch aussuchen.

Dann hörte sie Stimmen.

Sofort blieb sie stehen und lauschte. Von vorn waren sie aufgeklungen.

Zwei Menschen unterhielten sich dort.

Ein Mann und eine Frau. Beide Stimmen klangen noch jung, vielleicht waren es Teenager, die da miteinander turtelten.

Glanz trat in ihre beiden Augen.

Ein gefährlicher Glanz, denn auch als Mensch dachte sie schon weiter. Die reine Logik sagte ihr, daß sie jetzt nicht stoppen konnte und auf das Ziel zugehen mußte.

Helen hatte durch Zufall einen günstigen Standort gewählt, der zur Straße hin durch eine Buschgruppe geschützt wurde.

Dahinter hockte sie sich.

Sie schaute durch Lücken und sah die beiden jungen Leute, die sich miteinander unterhielten und dabei streichelten. Da beide wegen der sommerlichen Temperaturen nur leicht bekleidet waren, fuhren die Finger sehr bald über nackte Haut. Da vergaßen die beiden alles, auch den kleinen VW-Polo, der neben ihnen stand. In seinem Schatten hielten sie sich auf. In der Nähe war ein Garagentor hochgeklappt worden. Wahrscheinlich würde der junge Mann seinen Wagen dort hineinfahren, und Helen Kern konnte sich vorstellen, daß er den

Zündschlüssel nicht abgezogen hatte.
Sie lächelte, sie wollte es kaum glauben, daß sie soviel Glück auf einmal hatte.
Das ließ für die Zukunft hoffen. Möglicherweise war sie sogar zu einem Glückskind geworden, und das freute sie ungemein.
Dennoch wollte sie das Glück nicht überstrapazieren und verhielt sich entsprechend vorsichtig.
Die Buschgruppe konnte sie einfach nicht durchbrechen. Durch diese Laute würde sie sich verraten, deshalb mußte sie einen Bogen schlagen, um in den Rücken der beiden Küssenden zu gelangen, die aussahen, als wären sie durch ihre Umarmung miteinander verschmolzen. Die hatten alles vergessen, sie würden nichts, gar nichts merken und erst aufmerksam werden, wenn sie direkt vor ihnen stand. Dann aber würde es zu spät sein.
Andere Menschen hielten sich nicht im Freien auf. Helen registrierte auch keine weitere Gefahr, es lief für sie alles glatt. Ungesehen erreichte sie den Hof, wo die Garagen dicht an dicht standen.
Sie wartete.
Die beiden stöhnten und flüsterten und taten etwas, worüber Helen lächeln mußte.
Der Junge zog das Mädchen zurück in die dunkle Garage. Dort hatten sie die größte Ruhe, und wenn man jung war, brauchte man für gewisse Dinge eben kein Bett.
Der Wagen blieb stehen.
Helen wartete noch eine Minute. Die beiden kamen nicht wieder. Was sich dort an Geräuschen abspielte, kümmerte sie nicht. Für sie waren andere Dinge wichtiger.
Blitzschnell hatte sie den Wagen erreicht und duckte sich an der rechten Fahrerseite zusammen. Es war ihr aufgefallen, daß der Schlüssel tatsächlich steckte.
Idealer konnte es nicht laufen, auch nicht für das Pärchen, denn wäre sie von den beiden entdeckt worden, wäre Blut geflossen. Sie wollte keine Zeugen, die ihr die Häscher auf die Spur bringen konnten.
Die Tür war geschlossen, aber nicht verschlossen. Helen öffnete sie und ärgerte sich darüber, daß die Innenbeleuchtung aufstrahlte. Blitzschnell löschte sie das Licht.
Dem Paar in der Garage war dies nicht aufgefallen. Beide waren zu sehr beschäftigt. Helen hörte ihr Stöhnen und kroch in den Wagen. Sie hatte sich den Weg, den sie fahren wollte, schon zuvor ausgesucht, und dabei würde sie auch bleiben.
Auf das Licht der Scheinwerfer verzichtete sie. Helen drehte den Zündschlüssel. Der Motor sprang sofort an. Das Geräusch würde die beiden in der Garage sicherlich aufschrecken, das jedoch störte sie nicht. Bevor die wieder in die Wirklichkeit zurückgekehrt waren, hatte

sie schon längst das Weite gesucht.
Helen fuhr rückwärts und gleichzeitig in eine Linkskurve hinein. So hatte sie den ersten Bogen hinter sich.
Weg mit dem Rückwärtsgang, sie schaltete in den ersten, fuhr an, dann in den zweiten, hatte die Garage schon längst passiert, als die beiden ihren Schlupfwinkel verließen. Helen sah sie im Innenspiegel. Völlig konsterniert standen sie da und schauten den allmählich zerfließenden Rückleuchten nach.
Keine Chance mehr für sie.
Anders aber für Helen.
Sie war endlich motorisiert und hatte auch das Glück, einen noch gefüllten Tank vorzufinden.
Ab in den Süden!

***

Auch Suko und ich waren unterwegs, nur wesentlich später als Helen, aber das wußten wir nicht.
Ich freute mich über die Klimaanlage im BMW und konnte deshalb die Fahrt genießen, während andere Autofahrer unter der beinahe brutalen Hitze stöhnten.
Suko mußte mich wieder ärgern, als er fragte: »Wäre eine Anlage nicht auch was für deinen Rover?«
»Sag das den Leuten von der Beschaffungsstelle. Die lachen dich aus. Ich muß weiterschwitzen.«
»Sei froh, daß du mich hast.«
»Ha, wie freue ich mich«, jubelte ich und warf dann einen Blick in die Landschaft, die uns als bewaldete Hügel umgab und unter den Strahlen der Sonne glänzte.
Hoch oben im Azurblau des Himmels tummelten sich die Vögel, und ich stellte mir bei ihrem Anblick die Frage, ob die verwandelte Helen Kern mittlerweile auch fliegen konnte.
Dazu hätte sie sich voll und ganz in eine Bluteule verwandeln müssen. Ob das allerdings der Fall gewesen war, wagte ich zu bezweifeln. Überhaupt gefiel mir der Fall immer weniger. Auch wenn wir zu dieser Klinik fuhren, stand noch längst nicht fest, daß wir dort auch etwas entdecken würden.
Der nächst größere Ort hieß Rye. Ich war noch nie dort gewesen und wußte nur, daß er an der berühmten Küstenstraße lag.
Es gab Touristen, die diese Straße gern fuhren. Sie wollten etwas von der Landschaft sehen, und das bekamen sie wirklich geboten. Wir aber kamen von Norden und rollten hinein in einen völlig normalen Sommertag.
Diese Kliniken lagen zumeist einsam, damit man die Patienten unter Kontrolle hatte. Keiner sollte verschwinden und sich in irgendeiner

Kneipe vollaufen lassen, man wollte die Leute fitmachen und ihnen einen Teil ihrer Gesundheit zurückgeben.

Ich hatte mit Suko abgesprochen, daß wir irgendwo eine kleine Pause einlegten. Man ist schließlich Mensch und soll nichts überstürzen. Da wir den Motorway mieden, hielten wir uns auf den breiten Landstraßen. Da tauchten oft genug kleine Orte auf, auch Gasthäuser, die außerhalb der Ortschaften lagen.

Ungefähr zwanzig Meilen vor dem Ziel hielten wir an. Das Gasthaus lag auf der rechten Seite. Es war ein Fachwerkbau, der wie frisch gestrichen aussah.

Vor ihm standen einige Tische mit Klappstühlen. Drei Gäste saßen dort und ließen sich bedienen. Es waren Fernfahrer, die ihre Trucks in der Nähe abgestellt hatten. Wo diese Kameraden aßen, bekam man in der Regel den Teller gut und schmackhaft gefüllt.

Die drei Gäste ließen sich nicht stören. Sie schaufelten einen Bohneneintopf mit Lammfleisch in sich hinein, als hätten sie seit Jahren nichts mehr gegessen. Es war warm, auch im Schatten des Hauses, und ich streckte meine Beine aus, bevor ich mir ein großes Bier bestellte und ich auch für diesen Eintopf entschied, denn das Gericht hatte die Wirtin an diesem Tag frisch gekocht.

Auch Suko nahm den Eintopf, nur trank er ein Wasser dazu.

»Zwanzig Meilen werden es noch sein, nicht?«

Ich legte die Sonnenbrille auf den Tisch, mußte sie aber wieder hochheben, weil er als Dekoration eine karierte Decke bekam. »Wieso fragst du?«

Suko gab die Erklärung erst, als der Wirt wieder außer Sicht- und Hörweite war. »Vielleicht können wir den Besitzer über die Klinik ausfragen?«

»Der weiß doch nichts.«

»Mal sehen.«

Mein Bier kam. Gegen diesen Krug sah Sukos Wasserflasche direkt jämmerlich aus. »Das wird mir guttun«, sagte ich voller Überzeugung, noch bevor ich den ersten Schluck genossen hatte.

Es war wirklich ein Gedicht, das Bier zu trinken, und ich verdrehte dabei die Augen.

Die Wirtin brachte uns das Essen. Der Eintopf versteckte sich in einem Topf, wir bekamen die Teller und die Bestecke. Die Frau mit den kurzgeschnittenen Haaren freute sich darüber, daß wir ihn bestellt hatten und erwähnte einige Male, wie gut er ihr gelungen war. »Da kann sich keiner beschweren, meine Herren. Guten Appetit.«

Ich lüftete den Topfdeckel. »Den werden wir haben.«

Und den hatten wir auch. In der nächsten Viertelstunde vergaßen wir beide den Fall und widmeten uns ausschließlich dem herrlichen Essen. Mehr als einmal bekamen wir glänzende Augen, sogar Suko, der

eigentlich lieber einen Salat gegessen hätte, war voll und ganz zufrieden. Als der Wirt erschien und uns einen Nachschlag anbot, lehnten wir beide ab, der Hunger war gestillt.

»Noch ein Bier, Sir?«

»Nein, danke.«

»Aber für mich ein Wasser.«

»Wird gleich gebracht.«

Zuvor kassierte der Mann bei den Fernfahrern, die sich auch nicht mehr länger aufhielten, sondern in ihre Trucks stiegen und abdüsten. Das kam uns sehr gelegen, denn andere Gäste waren inzwischen nicht eingetroffen, der Wirt hatte bestimmt etwas Zeit, und wir baten ihn, sich doch zu uns zu setzen.

»Ja, gern, was gibt's denn?« Er war älter als wir und hatte einen ansehnlichen Bauch aufzuweisen.

»Eigentlich haben wir nur wenige Fragen«, sagte Suko. »Es geht da um eine Klinik, die hier in der Nähe liegt und…«

»Die Health Farm?«

»Ja, genau die.«

Der Kneipier schüttelte den Kopf. »Die ist leider geschlossen worden. Sie müssen sich einen anderen Ort für ihre Kur aussuchen.«

»Kuren wollen wir nicht«, sagte ich.

»Klar, verstehe. Mal im Ernst. Die Klinik ist wirklich geschlossen worden.«

»Sind alle weg?«

Er nickte Suko zu. »Wer sollte denn da noch bleiben, wenn es keine Patienten mehr gibt.«

»Ich dachte eher an Leute, die irgendwelche Verwaltungsarbeiten verrichten.«

»Nein, nein, Mister. Die Klinik ist leer. Vielleicht sind noch ein paar Mäuse oder Ratten dort, aber keine Menschen.«

»Kennen Sie die Klinik?«

»Sehr gut sogar.«

»Ach«, sagte ich und animierte ihn damit zum Weiterreden.

»Meine Frau hat dort gekocht. Ich bin immer wieder hingefahren, um sie abzuholen und habe deshalb einen Einblick bekommen.«

»Wie war der denn?«

Der Mann verzog die Lippen. »Nicht gut, wenn ich ehrlich sein soll. Überhaupt nicht gut. Also ich hätte in einer derartigen Klinik nicht gesund werden können.«

»Weshalb nicht?« fragte ich.

Er winkte ab. »Sie war mir viel zu düster. Von außen als auch von innen. Es gibt sie schon ziemlich lange. Früher mochten sich die Menschen darin ja wohl gefühlt haben, aber für die heutige Zeit ist das nichts mehr, das müssen Sie mir glauben.«

»Meinen Sie?«
»Ja.«
»Und haben Sie dort auch mit Patienten gesprochen?«
»Ich weniger, aber meine Frau.«
»Was hat sie denn gesagt?«
Der Mann beugte sich Suko entgegen, als hätte er Angst davor, daß uns jemand belauschen könnte.
»Das will ich Ihnen gern sagen. Ihr war es nicht geheuer. Die Patienten hatten oft genug kein freundliches Wort für sie übrig.« Er verscheuchte eine dicke Fliege. »Sie hat mir mal gesagt, daß sich die Patienten der Düsternis des Baus angepaßt hätten. Ja, das hat sie tatsächlich gesagt.«
»Und weiter?«
»Nichts weiter. Nur daß hin und wieder auch ausländische Patienten aufgenommen wurden. Sie sprachen dann hin und wieder in ihrer Heimatsprache.«
»Welche war das denn?« fragte ich nach einem kräftigen Schluck Bier aus dem Glaskrug.
Er schob die Unterlippe vor. »Ich habe keine Ahnung.«
»Sprachen Sie mit Ihrer Frau nicht darüber?«
»Nein oder nur wenig.«
»War eine Richtung erkennbar?« wollte Suko wissen.
Der Wirt runzelte die Stirn. »Die sprachen so hart, wie mir meine Frau sagte.«
»Der Osten?«
Der Mann nickte Suko zu. »Stimmt, Mister, stimmt genau. Sie haben völlig recht.«
»Waren es viele?«
»Keine Ahnung, aber die meisten Patienten kamen schon hier aus England, meine ich.«
Ich räusperte mich. »Warum die Klinik geschlossen wurde, wissen Sie nicht zufällig?«
»Nein!«
»Gab es denn Gerüchte?«
Er wiegte den Kopf. »Ja, schon aber…«
»Welche?«
Plötzlich setzte er sich kerzengerade hin. »Sagen Sie mal, Sie fragen mir hier Löcher in den Bauch, und ich bin noch naiv genug, um Ihnen zu antworten. Wer sind Sie eigentlich? Mit welchem Recht stellen Sie hier die Fragen?«
»Keine Sorge!« beruhigte ich ihn. »Sie haben es hier mit zwei Yard-Leuten zu tun.«
»Scotland Yard?«
»Ja.«

Suko und ich zeigten ihm die Ausweise, um ihn endgültig zu beruhigen.

Schnaufend atmete der Mann durch. »Das ist natürlich etwas anderes. Aber ich möchte Sie etwas fragen. Was macht diese Klinik für Sie eigentlich so interessant?«

Suko übernahm die Antwort. »Wir müssen dort noch etwas nachforschen. Nichts Weltbewegendes. Wir haben nur einige Spuren gefunden, die dort hindeuten.«

»Waren da Verbrecher?«

»Kann sein.«

»Diese Ausländer?«

»Auch möglich«, sagte Suko. »Deshalb würde ich gern noch auf die Gerüchte zurückkehren, von denen Sie gesprochen haben. Was waren das denn für Parolen?«

»Es ging um Geld, nicht mehr und nicht weniger. Einfach nur um den schnöden Mamon.«

»Und weshalb?«

»Angeblich war niemand da, der gewisse Dinge finanzieren wollte. Die Klinik hätte renoviert werden müssen, nur fand sich kein Finanzier, der dies übernehmen wollte. Es ging die Mär um, daß sich Ausländer daran beteiligen wollten oder auch daran beteiligt waren. Dann aber brach plötzlich alles zusammen.« Er schwieg und hob die Schultern.

»Mehr wissen Sie nicht?« fragte ich.

»Nein.«

»Und Ihre Frau?«

»Die auch nicht.«

Suko hatte noch eine Frage. »Waren Sie nach der Schließung schon einmal dort?«

»Mehrmals sogar.«

»Weshalb?«

»Wir haben Teile der Küche gekauft. Die bekamen wir für ein Spottgeld und haben sie in unser Lokal einbauen lassen. Die haben da richtig ausgeräumt.«

»Mit wem hatten Sie denn da Verbindung?« fragte ich.

»Das muß wohl ein Vermögens- oder Konkursverwalter gewesen sein. Ein gewisser Clayton Ross.«

Unter diesem Namen konnte ich mir nichts vorstellen, auch Suko war überfragt, wie ich seiner Mimik entnahm. Wir erfuhren noch, daß dieser Mann in Rye wohnte, aber noch ein Büro in Brighton haben sollte. Das war alles.

»Sie wissen auch nicht, was mit der Klinik geschieht? Ob schon andere Käufer Interesse gezeigt haben?«

»Nein.«

»Dann werden wir sie uns mal ansehen«, sagte ich und bat um die Rechnung. Der Wirt zählte zusammen. Ich zahlte und legte noch ein gutes Trinkgeld hinzu.

»Danke sehr. Ist man als Inhaber nicht gewohnt.«

»Dafür haben Sie uns geholfen.«

»Ich kann Ihnen nur noch sagen, daß die Klinik geschlossen ist. Es kann aber sein, daß sich einige Jugendliche oder Stromer dort eingenistet haben. Möglich ist alles. Seien Sie jedenfalls auf einiges gefaßt.«

»Das werden wir. Vielen Dank noch mal.«

Gemeinsam standen wir auf. Die Hose klebte mir an den Beinen. Ich schüttelte sie aus und ging hinter Suko her, der mich, gegen seinen BMW gelehnt, erwartete.

»Was sagst du, John?«

Durch eine Bewegung meiner Stirn rutschte die Sonnenbrille wieder zurück auf die Nase. »Was soll ich dazu sagen? Im Prinzip nichts.«

»Das ist nicht viel.«

»Weiß ich selbst.«

»Kein komisches Gefühl? Keinen Verdacht?«

»Es ist alles normal abgelaufen.«

»So sieht es aus.« Er öffnete den Wagen. Bevor er einsteigen konnte, sprach ich ihn an. »Aber du hast doch sicherlich ein Haar in der Suppe entdeckt?«

»Überhaupt nicht. Ich habe nur bestätigt bekommen, daß auch Ausländer aufgenommen wurden.«

»Agenten?«

»So sehe ich es. Auch wenn du mich für verrückt hältst, John, ich kann mir vorstellen, daß der KGB diese Klinik finanziert hat. Daß er als Geldgeber dahintersteckte, natürlich über Tarnpersonen, das steht fest.«

»Gut gefolgert.« Ich stieg ein. »Jedenfalls schauen wir uns die Klinik mal aus der Nähe an. Vielleicht finden wir ja eine Spur.«

»Vom KGB oder von Helen Kern?«

»Erst mal von Helen.«

»Die kannst du nicht vergessen, wie?«

»Nein, Suko, nein. Wer mich einmal reingelegt hat, den streiche ich so leicht nicht aus meinem Gedächtnis.«

»Bravo.«

Wir fuhren längst weiter, schwiegen beide und dachten dabei über das Gehörte nach.

Erst das Summen des Telefons unterbrach unser Brüten. Ich hob ab und hörte die Stimme meines Chefs, Sir James. »Sind Sie noch nicht am Ziel? Da habe ich ja Glück gehabt, daß ich Sie erreichen konnte.«

»Wir haben eine Pause eingelegt, Sir, und sehr gut gegessen.«

Suko horchte auf, als er den Namen unseres Chefs gehört hatte. Ich aber horchte noch viel mehr auf, denn was mir Sir James mitzuteilen hatte, war ein Hammer.

»Jemand wartet auf Sie, John.«

»Wer?«

»Ihr Freund aus Rußland.«

»Was? Wladimir Golenkow?«

»Ja.«

»Was will er denn?«

»Er soll da eine gewisse Sache erledigen und richtigstellen, und hat uns informiert.«

»Sir, Pardon, aber Sie sprechen in Rätseln. Wo und wie soll er eine Sache richtigstellen.«

»In dieser Klinik, zum Beispiel…«

Die Antwort schlug bei mir ein wie eine Bombe. »Was? Darf das denn wahr sein?«

»Es ist so. Golenkow befindet sich im Land, ich habe ihn eingeweiht und ihm gesagt, wo er Sie treffen kann. Er hat nur gelacht. Ich bin sicher, daß Sie ihn in der Klinik finden werden. Glinkas Tod hat sich schnell herumgesprochen, auch wenn es den KGB nicht mehr gibt. Aber die alten Seilschaften sind nicht ganz zerrissen.«

»Das kann man wohl sagen, Sir.« Ich atmete schnaufend aus. »Wo werden wir ihn treffen? In der Klinik?«

»Das nehme ich an.«

»Danke, die Überraschungen halten an.« Ich lachte. »Wie sollte es auch anders sein.«

»Denken Sie aber auch an Helen Kern.«

»Und ob, Sir, und ob.« Dann legte ich auf, wandte mich Suko zu, der nur den Kopf schüttelte. Über Lautsprecher hatte er mitgehört und fragte: »Haben wir denn immer das Glück oder das Pech, in ein Wespennest zu stechen?«

»Allmählich glaube ich auch, daß uns gewisse Dinge wie Pech an den Füßen kleben.«

Suko nickte. Er fuhr schneller, als könnte er nicht erwarten, ans Ziel zu gelangen.

»Auf diese Klinik bin ich wirklich gespannt.«

»Und ich auf Helen Kern«, sagte ich. Plötzlich war ich davon überzeugt, daß wir sie dort finden würden…

***

Sie war da. Sie war gekommen, sie war in der Heimat, und das wiederum wunderte sie. Wie kam sie überhaupt dazu, diese Klinik als ihre Heimat anzusehen? Weshalb fühlte sie sich hier wohl? Warum war ihre Unsicherheit plötzlich verschwunden?

Sie konnte es sich nur damit erklären, daß während ihres Aufenthalts in diesem Gebäude etwas Entscheidendes mit ihr passiert war, das ihr jetzt gefühlsmäßig entgegenkam.

Den Wagen hatte sie in die Deckung einer Böschung gefahren und dort abgestellt. Auf der Böschung verlief ein Gleis, aber hier fuhr schon seit Jahren kein Zug mehr, denn die Strecke war stillgelegt worden. Sie war dann auf die Böschung geklettert, hatte sich hinter dichte Brombeersträucher geduckt, einige Minuten gewartet und hatte erst dann über sie hinweg nach Süden geschaut, wo sie das Gebäude der ehemaligen Klinik vor sich sah.

Erinnerungen drängten sich in ihr hoch.

Wenn sie die Augen schloß, dann wurde die Vergangenheit lebendig. Sie fügte sich zusammen zu einer Reihe von plastischen Bildern, die sie genau nachvollziehen konnte.

Sie sah sich wieder durch die Räume gehen. Sie war verzweifelt, wenigstens in den ersten Tagen, denn sie war sich in der Klinik wie lebendig begraben vorgekommen. Und sie hatte diejenigen verflucht, die ihr den Rat gegeben hatten, sich hier zu versuchen.

Dann aber war alles anders gewesen. Sie hatte andere Patienten kennengelernt und festgestellt, daß es so schlimm nicht war. Zumeist Männer, die ihr vorgekommen waren, als wären sie von einem düsteren Geheimnis umgeben.

Sie hatte sie nie danach gefragt. Dann aber war der Tag gekommen, als man sie auch einweihte.

Man hatte sie in einen geheimnisvollen Raum geführt, und dort hatte sie dann etwas gesehen und erlebt, das sie eigentlich vergessen hatte, aber noch sehr tief in ihrem Unterbewußtsein steckte und erst wieder durch bestimmte Ereignisse an die Oberfläche gelangen würde.

Die Erinnerungen verwischten, die Bilder verschwanden allmählich, und sie konnte sich wieder auf die Gegenwart konzentrieren, das heißt, auf die Klinik.

Was hatte sich verändert?

Am Gebäude selbst nichts. Der Garten an der Rückseite jedoch sah anders aus. Selbst aus der Distanz war zu sehen, wie sehr eine pflegende Hand fehlte. Die Pflanzen und Gewächse waren nicht nur gewachsen, sondern regelrecht gewuchert.

Unterholz, Gras und Gesträuch bildeten ein Durcheinander. Wege waren nicht mehr zu sehen, Bäume wuchsen ungehindert. Alles in allem lag ein verwildertes Gelände vor ihr, was ihr aber sehr entgegenkam, denn so konnte es ihr gelingen, ungesehen das Haus zu erreichen, die Deckung dafür war hoch genug.

Noch wartete sie. Wieder überfielen sie die Erinnerungen und sie preßte ihre normale Hand gegen die noch normal aussehende Stirnseite. Da war etwas, das sie nicht aus ihrem Gedächtnis

verbannen konnte. Es hing mit dem dunklen Raum zusammen, in den man sie geführt hatte. Dieser Raum hatte ihrem Leben eine entscheidende Wende gegeben. Erst als sie ihn hinter sich hatte, war der Grundstock für ihre Veränderung gelegt worden. Aber was war dort geschehen?

Sie wußte es nicht, sie kam nicht damit zurecht. Die Erinnerung an Einzelheiten wollte nicht kommen. Sie verschwamm in einem schwammigen, düsteren Grau.

Aber sie wollte mehr wissen, denn es war ihr unmöglich, das Schicksal ohne weiteres hinzunehmen.

Sie wollte erfahren, wie es zu dieser Veränderung gekommen war, und deshalb mußte sie die Klinik betreten. Wenn sie erst einmal dort war, würde ihr die Lösung sicherlich einfallen.

Schräg laufend ließ sie die Böschung hinter sich. Helen fand einen schmalen Pfad, mußte ihn aber bald verlassen und über freies Feld laufen, um den Garten zu erreichen.

Sie duckte sich.

Auch wenn sie keinen Menschen sah, war sie vorsichtig. Es war heiß. Die Sonne knallte auf die Erde nieder. Sie hatte ziemlich lange gewartet, bevor sie den Entschluß gefaßt hatte, sich dem Ziel zu nähern, wo sich die Tür ins Dunkel ihrer nahen Vergangenheit öffnen sollte.

Das Grundstück war durch einen Zaun umfriedet worden. Wegen seiner grünen Farbe fiel er kaum auf und harmonierte mit den Farben der Natur. Gab es eine Lücke?

Nein, ein schmales Tor im Zaun, durch Eisenstäbe verstärkt, aber nicht verschlossen. Sie konnte es ohne Mühe eintreten und das Grundstück betreten.

Niemand ließ sich blicken. Sie duckte sich und ging weiter. Jetzt war sie mehr Mensch als Vogel, und das Menschliche überwog auch bei ihr. Sie konnte mit ihrem menschlichen Auge viel besser und klarer sehen als mit dem der Eule.

Büsche nahmen ihr die Sicht. Hohe Gräser zitterten im leichten Wind. Insekten flogen taumelnd und turnend durch die Luft. Bienen und Wespen summten, wenn sie ihre Plätze wechselten und von Blüte zu Blüte schwirrten. Schmetterlinge zeigten Flügel wie bunte Kleider. Fliegen und Mücken tanzten ebenfalls über den Oberflächen der kleinen Teiche, in deren Nähe auch die weißgestrichenen Ruhebänke standen, die allerdings jetzt eine gewisse Patina zeigten und von einer moosartigen Schicht überwuchert waren.

Überwuchert war auch die Rückseite des Backsteingebäudes. An ihr jedoch rankten sich Pflanzen hoch. Sehr schmal, linienartig, dabei mit breiten, oft fettig wirkenden Blättern versehen, von denen einige traurig nach unten hingen.

Still und einsam lag das Haus unter der Glut der vom Himmel fallenden Sonne. Nichts deutete darauf hin, daß es bewohnt war. Die Fenster zeigten keinen blanken Schimmer mehr, sie waren dunkel und erinnerten an abendliches Dämmerlicht.

Sie verteilten sich über mehrere Etagen und reichten hoch bis zum Dach, auf dem eine große Antenne blinkte, die sich verzweigte und aussah wie ein Astwerk aus Metall.

Schon damals hatte sie sich gefragt, wozu diese Antennen gebraucht wurden, und auch jetzt stellte sie sich die Frage, ohne allerdings eine Antwort zu finden.

Es gab mehrere Eingänge. Der größte lag natürlich an der Vorderseite, wo sich auch der Garten ausbreitete, in den ein Parkplatz integriert war. Auch von den Seiten und auch von hinten konnte man in das Haus gelangen.

Sie lächelte, weil sie sich darüber freute, noch alles so gut in Erinnerung behalten zu haben.

Zwischen dem Haus und dem Beginn des Gartens hatte es immer einen ziemlich breiten Weg gegeben. Der war auch heute noch vorhanden, und sein rotes Steinpflaster hatte dem Wuchern des Unkrauts standhalten können.

Sie sah die Tür an der Rückseite und stellte mit Verwunderung fest, daß sie offen war. Sie konnte sogar gut in den Flur hineinschauen, und plötzlich klingelte es in ihrem Kopf Alarm.

In Deckung tauchen konnte sie nicht mehr.

Plötzlich erschien ein Fremder in der Tür, und beide sahen sich im selben Augenblick…

Es war der berühmte Augenblick des Schreckens, des Überlebens und des Begreifens.

Innerhalb von Sekunden sahen sie sich an und schätzten sich auch gegenseitig ein.

Der Mann mußte einfach überraschter sein als Helen, denn eine derartige Gestalt konnte er in seinem Leben noch nicht gesehen haben. Das gab ihm einen tiefen Schock.

Er war mittelgroß, fiel kaum auf, es sei denn wegen seines Bürstenschnitts auf dem etwas kantig wirkenden Kopf und den dicken Augenbrauen, die zu dem Gesicht eigentlich nicht so recht passen wollten.

Er trug einen Anzug aus zu dickem Stoff und auch von einem unmodernen Schnitt. Die Jacke stand offen, das gelbliche Hemd darunter zeigte Schweißflecken.

Der Mann ächzte.

Helen aber ging vor.

Der andere sagte etwas in einer ihr unbekannten Sprache.

Sie lächelte nur und wußte, daß ihr Monstergesicht noch monströser

dabei aussah.
Der Mann bewegte sich.
Was nun geschah, lief ab wie bei einem Film, als hätte es ein Drehbuchautor zuvor aufgeschrieben.
Der Kerl holte eine Waffe hervor, die sogar mit einem Schalldämpfer versehen war. Bevor er die Mündung auf das Wesen richten konnte, reagierte Helen.
Ihr rechter Arm schnellte vor.
Ebenso die zur Klaue geformte und veränderte Hand.
Und sie traf die Kehle des Mannes.
Die Spitzen waren wie Messer. Sie stachen in den Hals wie in Butter. Helen reagierte überhaupt nicht. Sie war eiskalt geworden, bis ins Mark. Sie stand nur da und hatte die Klaue im Hals des Mannes versenkt, wobei sie zuschaute, wie das Blut aus der Wunde über die Hand hinwegströmte und dann zu Boden klatschte.
Mit einem ziehenden Ruck löste sie die Klaue aus der Kehle und schaute zu, wie der tödlich Verletzte in einem letzten Aufbäumen tatsächlich noch zwei Schritte zurückging, die Tür weiter nach innen stieß und im Flur verschwand.
Dort fiel er dann zu Boden.
Sie hörte den Laut, mit dem er aufschlug, nickte zufrieden und leckte ihre Lippen wie eine Katze.
Ja, es tat ihr gut.
Dann ging sie weiter.
Der Mann lag auf dem Rücken. Eine Blutlache umgab seinen Hals wie ein roter Schal, und die gebrochenen Augen starrten gegen eine schmutzige Decke.
Es war vorbei mit ihm…
Bedauern empfand sie nicht. Nur Neugierde, was sie wohl noch in diesem Haus erwarten würde.
Sie dachte an den Keller.
Genau dort wollte sie hin.
Vielleicht fand sie dort die Spur zu ihrem zweiten Ich, zu einem unheimlichen düsteren Geheimnis…

***

Daß Wladimir Golenkow eingetroffen war, wollte uns nicht aus dem Kopf. Wir diskutierten darüber und kamen zu dem Entschluß, daß man ihn auf eine Blitzreise geschickt hatte, möglicherweise, um Schaden zu begrenzen. Wladimir gehörte zu den integreren Menschen, und ich konnte mir bei ihm einfach keine Falschheit vorstellen.
An der Abzweigung, von der aus die Straße nach Rye führte, rollten wir vorbei. In der Ferne waren einige Häuser des Ortes zu sehen. Er lag in einer waldreichen Umgebung, wo auch die Klinik ihren Platz

gefunden hatte. Weder Suko noch ich sprachen über den Bau, wir machten uns auch keine Vorstellungen davon, denn für uns war das Erscheinen eines Wladimir Golenkow viel wichtiger.

»Warum, John, hat man ihn geschickt?«

Darüber hatte ich mir längst Gedanken gemacht und formulierte eine Antwort. »Es muß etwas geben, das für die andere Seite nicht unbedingt von Vorteil ist, wenn es ans Licht der Öffentlichkeit gelangt.«

»Warum so gedrechselt, Alter? Es gibt Ärger. Die haben Mist gebaut. Erblasten…«

»Ja.«

»Und die soll Wladimir aus dem Weg räumen.« Suko schüttelte den Kopf. »Ich denke nicht, daß er sich über diese Aufgabe sehr gefreut hat. Das kann noch Ärger geben.«

»Mit wem?«

»Helen Kern, zum Beispiel.«

»Falls sie da ist.«

Suko nickte. »Das ist richtig. Ich denke auch schon über den Grund nach. Für mich hat in dieser Klinik Helens Schicksal begonnen. Da ist sie mit Leuten zusammengekommen, die nicht gerade zu den Freunden unseres Landes zählten.«

»Mit Agenten.«

»Richtig.«

»Und weiter?«

»Es waren für mich keine normalen Agenten. Möglicherweise Spezialisten, die sich auf etwas Bestimmtes eingeschossen haben. Auf Magie, auf die Magie der Strigen. Die Agenten, die Gäste der Klinik und die Strigen-Magie sind dort zusammengetroffen. Drei Gruppen insgesamt. Was das bedeutet, kannst du dir vorstellen.«

»Ja, aber weiter. Die politische Lage änderte sich. Es gab die große Umkehr. Das Reich der Sowjetunion fiel zusammen. Nichts war mehr so, wie es einmal gewesen ist. Plötzlich mußte sich jeder Mensch auf die neuen Bedingungen einstellen, wobei die Altlasten des KGB noch nicht aus dem Weg geräumt worden waren.«

»Auch das stimmt.«

»Jetzt schicken sie einen großen Aufräumer. Den mit dem großen Besen, und der wird feststellen müssen, daß sich gewisse Dinge verselbständigt haben.«

»So könnte es gelaufen sein.«

»Wer ist noch dort?«

Suko hob die Schultern. »Ich bin kein Hellseher. Offiziell ist die Klinik ja geräumt worden. Ich kann mir allerdings auch vorstellen, daß sie von gewissen Leuten, die untertauchen mußten, nicht vergessen wurden. Das heißt, diese Leute sehen jetzt die Chance, sich

einen Schlupfwinkel zu suchen.«
»Ein Versteck in der Klinik«, sagte ich.
»Zum Beispiel.«
»Du stellst dich demnach auf mehrere Gegner ein. Du rechnest damit, daß dort alles zusammenkommt und Wladimir als Koordinator geschickt worden ist, hier aber nicht ohne Rückendeckung agieren wollte und uns deshalb eingeweiht hat.«
»Sehr gut.«
»Finde ich auch.«
Es waren Theorien, Hypothesen, doch es war auch möglich, daß wir so falsch nicht lagen. Die große Unbekannte in der Rechnung hieß nach wie vor Helen Kern. Daß sie zu einem Monstrum geworden war, hatte ich gesehen. Ich fragte mich jetzt allerdings nur, wie sie sich in ihre neue Rolle eingelebt hatte. Ob sie damit zurechtkam und ihre Veränderung selbst auch kontrollieren konnte und dabei nicht aus der Bahn geworfen wurde, damit sie zu einem rasenden Monstrum wurde, das nur den Tod und die Vernichtung kannte.
Wir waren sehr in unseren eigenen Vorstellungen versunken, daß wir beim Anblick der Klinik eine gewisse Überraschung empfanden, denn plötzlich war sie da.
Sie stand nicht auf einem Hügel, um stolz über das Land hinwegzuschauen, man hatte sie in die Landschaft hineingebaut, und auch das Haus störte nicht.
Kein glatter Betonbau mit viel Glas, sondern mehr ein Landhaus mit roter Fassade aus Backsteinen und einigen langen Pflanzen, die an dieser Fassade in die Höhe gewachsen waren.
Sie bot ein durchaus annehmbares Bild, das sich allerdings relativierte, je näher wir an das Gebäude heranfuhren. Da sahen wir, daß der Garten verwildert war, daß die Privatwege kaum zu erkennen waren, die an das Haus heranführten. Das Unkraut hatte frei wuchern können und vieles unseren Blicken entzogen.
Die Stäbe einiger Laternen sahen aus wie graue Arme, die sich in den Himmel reckten. Eine große Hinweistafel war ebenfalls schon teilweise überwuchert und der Rest durch die herrschenden Witterungsbedingungen glatt gemacht worden, so daß kaum noch eine Schrift zu lesen war. Die Fenster allerdings hatte niemand eingeschlagen. In einigen von ihnen spiegelte sich das Licht der Sonne.
Der Bau machte auf mich einen leeren, toten und auch irgendwie abweisenden Eindruck. Ich fragte mich, wie sich die Patienten hier wohl gefühlt haben konnten.
So dachte auch Suko. Nur sprach er dies aus. »Komisch, John, hier hätte ich keine Kur gemacht.«
»Ich auch nicht.«
Mein Freund suchte nach einem Parkplatz und fand einen zwischen

zwei Bäumen.
»Das war's also«, sagte er und öffnete die Tür.
Ich stieg ebenfalls aus. Uns beiden schlug die schwüle Hitze entgegen, als hielten wir uns in einem Dschungel auf. Sehr bald wurden wir von Insekten umflogen, die unsere Haut als einen willkommenen Landeplatz ansahen.
Wir suchten zuerst nach Spuren.
Ich jedenfalls sah nichts dergleichen, zudem war der Garten hier einfach zu stark verwildert. Der Duft von Sommerblumen umwehte uns.
»Mir gefällt es hier noch immer nicht«, sagte mein Freund, als er sich unter einem Ast hinwegduckte. »Hier macht es nicht einmal Spaß, sich einen Kurschatten anzuschaffen.«
»Das ist auch nicht Sinn der Sache gewesen.«
Er drehte sich nach mir um. »Was dann?«
»Keine Ahnung, aber geh weiter.«
Wir bewegten uns auf das Haus zu. Das Gebäude sah sehr stabil aus. Beinahe wie ein Gefängnis. Es fehlten nur noch die Gitterstäbe an den Fenstern.
Zur Tür führte eine Treppe hoch, von der wir nur die Hälfte sahen, weil die Stufen teilweise von Pflanzen zugewuchert waren. Suko drückte die Türklinke herunter. Vergeblich, die Tür war verschlossen. Wer da hinein wollte, mußte sie aufbrechen.
Ich drehte der Tür den Rücken zu und schaute in den Garten. Niemand war zu sehen. Über dem Gelände lag eine beinahe trügerische Ruhe.
Kein Fenster war offen. Obwohl die Sonne gegen einige Scheiben schien, reflektierten sie nicht das Licht. Sie verschluckten sie einfach, warfen sie nicht zurück.
Ich schaute Suko an, der bereits mit dem rechten Arm komische Bewegungen durchführte. Ich wußte, was er damit gemeint hatte. Er wollte sich den Bau von der Rückseite anschauen.
Aus Erfahrung wußten wir, daß die hinteren Eingänge an bestimmten Häusern oft weniger gut gesichert waren als die vorderen. Und deshalb probierten wir es dort.
Der Weg dorthin glich einem wahren Abenteuer. Hier hatte sich die Natur ungestört ausbreiten können. Sie war nicht nur gewachsen, sondern auch gewuchert. Wie ein dichter Wald stand sie vor uns, durch den wir unseren Weg finden mußten.
Auch an der Rückseite entdeckten wir Fenster. Sie wichen in der Größe von denen an der Vorderseite nicht ab, aber das war nicht das Entscheidende.
Die große Überraschung traf uns, als wir, versteckt in dickem Buschwerk, den VW-Polo entdeckten.

Suko und ich standen uns gegenüber, den Wagen zwischen uns und schauten uns verdutzt über das Dach hinweg an.

»Nach den Spuren zu urteilen, John, steht das Auto noch nicht lange hier.«

»Finde ich auch.«

»Und wer hat ihn gefahren?«

»Mal sehen, ob ich eine Spur finde.« Ich öffnete die Tür, weil der Polo nicht abgeschlossen war.

Dumpfe Luft schlug mir aus dem Wageninnern entgegen. Sie war nicht nur warm und leicht feucht, sie hatte auch einen bestimmten Geruch, und ich winkte Suko herbei, damit er auch hineinriechen konnte.

Er bückte sich und schnüffelte. »Komisch«, sagte er nur.

»Wie komisch, Suko? Kannst du herausfinden, wonach es riecht?«

Er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, sondern antwortete mit einer Gegenfrage. »Was hat dich denn gestört?« Er richtete sich wieder auf und drehte sich zu mir um.

Ich hatte die Hände in die Seiten gestützt. »Riechen eigentlich Tiere?«

»Klar. Was soll das?«

»Auch Vögel?«

Suko verengte die Augen. Ich hörte ihn laut schnaufen. Dann lächelte er und nickte. »Ja, ich weiß, auf was du hinauswillst. Dieser Wagen könnte von einer gewissen Person benutzt worden sein, die nicht ganz Vogel und nicht ganz Mensch ist.«

»Stimmt.«

»Kann ein Vogelmensch Auto fahren?«

Ich hob die Schultern. »So genau bin ich nicht über die Eigenschaften der Strigen informiert. Ich gehe einmal davon aus, daß sie es geschafft hat und wir sie hier finden müssen.«

Suko schaute sich im Garten um. »Ein gutes Gelände für Strigen«, erklärte er, »nur glaube ich nicht daran, daß wir sie hier suchen müssen, sondern in der Klinik. Sie birgt das Geheimnis. Was es ist, weiß ich nicht, aber daß etwas vorhanden sein muß, zeigt allein das Interesse bestimmter Gruppen an dem Bau hier. Oder liege ich da falsch?«

»Überhaupt nicht.«

»Und ich würde mich nicht wundern, wenn wir Wladimir Golenkow dort auch noch antreffen.«

Ich sagte nichts. Widersprechen konnte ich auch nicht. Hier erwarteten uns sicherlich noch einige böse Überraschungen, dafür waren die Strigen immer gut.

Ich wollte die Wagentür wieder zudrücken, aber Suko hatte etwas dagegen. Er tauchte noch einmal hinein und strich mit der Hand über

den Fahrersitz. Plötzlich lachte er leise, drehte sich wieder aus dem Fahrzeug und zeigte mir etwas, das er zwischen dem rechten Daumen und Zeigefinger hielt. Es war ein kleiner Gegenstand, der im leichten Wind flatterte. »Was ist das?« fragte er.

Ich schaute genauer hin. »Eine Feder.«

»Sehr gut, und die fand ich auf dem Sitz. War kaum zu erkennen. Jetzt brauchen wir nur noch den dazugehörigen Vogel zu finden, und alles ist geritzt.«

»Wenn das so einfach wäre.«

»Komm, wir schauen uns die Hintertür an. Die muß es ja auch geben.«

Und wie es sie gab. Sie war nicht geschlossen, aber das erregte nicht unsere große Aufmerksamkeit, denn zuvor hatten wir schon das Summen der Fliegen gehört. Sie waren ziemlich laut und schienen auch erregt zu sein. Den Grund sahen wir sehr schnell. Er trug nicht eben dazu bei, unseren Optimismus zu fördern.

Die Fliegen waren von verschiedenen Blutstropfen angezogen worden.

Irgendwo Blut zu entdecken, bedeutet niemals etwas Gutes. Das geht zumeist ins Auge, und es ist auch eine Warnung. Das Blut bildete eine Spur, die in das Haus hineinführte. Ich zog die Beretta und bat Suko, draußen zu bleiben. Mit der Mündung stieß ich dann die Tür weiter auf. Knarrend schwang sie nach innen. Nicht sehr weit, dann wurde sie von einem Hindernis gestoppt.

Ich konnte den Gegenstand nicht sehen, ein Keil war es sicherlich nicht.

»Was ist denn?« fragte Suko.

»Kann ich dir nicht sagen.« Ich veränderte meine Haltung und drehte den Kopf.

Auf dem Boden lag etwas, das die Form eines menschlichen Körpers hatte.

Im ersten Augenblick wurde mir der Hals eng, und der kalte Schweiß trat mir auf die Stirn. In diesem Moment überkam mich so etwas wie eine Eingebung. Ich wußte plötzlich, wer hier gewütet hatte. Es war Helen Kern gewesen, und ich wußte gleichzeitig, daß die Gestalt vor mir nicht bewußtlos, sondern tot war.

Von ihr war nicht viel zu sehen, nur der Kopf und ein Teil des Oberkörpers. Ich mußte die Tür anschieben und schob somit auch so die Leiche etwas zurück.

Gemeinsam betraten Suko und ich das Gebäude. Das Licht war nicht ausreichend. Dafür befanden wir uns in einem Flur mit nicht gerade sauberen Wänden.

Hart fiel das Licht der Lampe gegen den Kopf des Mannes. Suko stand etwas abseits. Er sicherte die Umgebung, während ich genau erkennen

konnte, auf welche Art und Weise der Mann ums Leben gekommen war. Man hatte ihm die Kehle zerstört. Nicht durch einen glatten Schnitt, sondern durch einen anderen Gegenstand. Der Mann lag in seinem Blut, er bot ein Bild des Grauens, und auch Suko atmete scharf durch, bevor er einen leisen Fluch ausstieß.

»Ich kenne ihn nicht«, flüsterte ich.

»Mir ist er auch unbekannt.«

Der Tote war noch warm. Lange konnte der Mord demnach nicht zurückliegen. Ich ging davon aus, daß wir den Täter noch im Haus fanden, und der Meinung war Suko ebenfalls.

»Helen Kern«, sagte ich. »Es gibt für mich keine andere Möglichkeit. Das muß sie gewesen sein.«

»Warum?«

Ich hob die Schultern. »Diesmal verlasse ich mich wirklich auf mein Gefühl. Ich weiß nicht, was sie vorhat, aber es hängt mit der Klinik und mit den Strigen zusammen. Hier muß es ein düsteres Geheimnis geben, bei dem auch die Agenten eine Rolle spielen.«

Suko enthielt sich eines Kommentars, auch ein Zeichen, daß er mir recht gab.

Ich leuchtete in den schmalen Flur hinein, auf dessen Boden sich Staub abzeichnete, wir aber trotzdem keine einzelnen Spuren ausmachen konnten, weil sich dort einfach zu viele Menschen bewegt hatten. Die Klinik schien zu einem regelrechten Anlaufpunkt geworden zu sein. Ich war darauf gespannt, welche Überraschungen uns noch erwarteten.

Suko schloß die Tür. Auch ein Zeichen, daß er den Bau vorerst nicht verlassen wollte. Ich war den Flur bereits ein paar Yards weiter nach vorn gegangen und leuchtete mit der Lampe gegen verschiedene Türen, die auch beschriftet waren.

Wenn mich nicht alles täuschte, hatten sich dahinter einmal Lagerräume befunden. Ich öffnete zwei von ihnen und sah tatsächlich dort noch einige Geräte herumstehen. Sogar in ein kleines Fitneßcenter leuchtete ich hinein.

Über allen Geräten lag eine Schicht aus Staub, als wollte sie das vorherige Leben in dieser Klinik vergessen machen. Ein typischer, alter und muffiger Geruch stieg in unsere Nasen. Wir waren beide davon überzeugt, daß wir hier nichts Großartiges entdecken würden.

»Wo dann?« fragte Suko.

»Die Klinik könnte einen Keller haben.«

Er nickte. »Dachte ich auch. Und was könnten wir da finden, was mit den Strigen zusammenhängt?«

»Vielleicht sie selbst?«

»Meinst du?«

»Ich gehe davon aus, daß sich Helen in ihrer jetzigen Gestalt nicht

zurückgezogen hat. Sie ist aus einem bestimmten Grund hierhergekommen, und den möchte ich herausfinden.«

»Gut, dann sehen wir uns die Sache mal an.«

Wir waren darauf gefaßt, noch weitere Leichen zu finden. Sehr vorsichtig bewegten wir uns durch das unbekannte Haus. Es war sehr groß. Zwar nicht so modern, aber doch mit Liften ausgerüstet. In der unteren Etage verteilten sich die Behandlungsräume und kleinen Therapiesäle.

Nur sahen wir keine weiteren Menschen. Wir fanden auch keinen Hinweis auf Helen Kern. Eine weitere Feder hätte mir schon geholfen, so aber mußten wir uns weiter durch die Einsamkeit bewegen, lauschten dem Klang der eigenen Schritte und sahen uns schließlich in der großen Halle im Eingangsbereich um.

In einer Ecke stand eine Sitzgruppe aus grünem Velours. Zwei kleine Tische, ein Getränkeautomat, der leer war, und es gab auch so etwas Ähnliches wie eine Portiersloge. Sie war abgeteilt und bestand aus Holz und Glas.

»Leer«, sagte Suko, der hineingeschaut hatte, »leer und verlassen. Dennoch werde ich den Eindruck nicht los, daß wir hier nicht allein sind. Irgendwo halten sich welche versteckt, lauern und warten auf uns, aber nicht nur sie.«

Damit meinte er natürlich Helen Kern. Ich gab ihm durch mein Nicken recht. Etwas war auch nicht in Ordnung. Ich bewegte mich und drehte meinem Freund langsam den Rücken zu.

Mein Blick fiel auf eine Treppe. Sie war sehr breit und bestand aus dunklem Holz, über dem aber wieder eine dünne Staubschicht lag. Dennoch konnte ich die Spuren erkennen, die zahlreiche Schuhe hinterlassen hatten. Ob jemand nach oben oder nach unten gegangen war, war nicht zu erkennen, dazu lief zuviel durcheinander.

Aber wir hörten ein Geräusch. Vom Ende der Treppe her klang es an unsere Ohren.

Das waren Schritte!

Suko und ich brauchten uns nicht abzusprechen. Jeder wußte genau, was er zu tun hatte.

Auf dem glatten Parkettboden bewegten wir uns so lautlos wie möglich. An verschiedenen Stellen blieben wir stehen. Von dort aus konnten wir beide die Treppe unter Kontrolle halten.

Die Schritte hörten wir auch jetzt. Jemand stieg die Stufen hinab. Wir sahen die Schuhe, dann die Beine. Der Ankömmling trug eine dunkle Hose aus dünnem Stoff. Dunkel war auch das Hemd, grau das leichte Sommerjackett.

Wir konnten sehr bald seine Hände erkennen und sahen, daß der Mann keine Waffe trug.

Noch auf dem oberen Drittel der Treppe blieb der Mann stehen,

allerdings so, daß sein Gesicht von uns nicht einsehbar war. Ich hatte trotzdem einen bestimmten Verdacht, sprach ihn allerdings noch nicht aus und wartete zunächst einmal ab.

Der Mann kam nicht weiter.

Aber er sprach. Dabei lachte er leise, so daß wir uns entspannten. »Wollt ihr nicht kommen und einen alten Freund begrüßen…?«

Ich lachte leise. Suko stieß die Luft aus. Der hatte nicht gelogen, denn er war tatsächlich ein alter Freund von uns. Er hieß Wladimir Golenkow…

***

Wieder durchfluteten sie die Erinnerungen wie ein gewaltiges Meer, als Helen den Weg zum Keller nahm. Es kam ihr alles so wunderbar vor, als hätte sie die Klinik nie verlassen. Sie setzte ihre Kur nur unter anderen Bedingungen fort. Sie konnte sich so sicher bewegen, sie wußte genau, wo sie langzugehen hatte, es öffneten sich ihr Türen und Tore, und sie hatte keine Furcht.

Im Gegenteil, die Beseitigung des Mannes hatte ihr Sicherheit verschafft. Es würde jedem so ergehen, der sich ihr in den Weg stellte. Schließlich mußte sie einen Auftrag erfüllen, und daß sie etwas Unrechtes oder ein Verbrechen begangen hatte, kam ihr dabei nicht in den Sinn. So etwas durfte sie nicht mal denken, denn die andere Hälfte ihrer Doppelnatur hatte mittlerweile die Überhand gewonnen.

Ihr veränderter Mund hatte sich zu einem Lächeln verzogen. Der Weg in den Keller war ihr so vertraut, und sie glaubte sogar, die Schreie zu hören, die auch früher oft durch diese Räume geklungen waren. Das hatte sie ja aufmerksam werden lassen. Da hatte sie ihre Angst überwunden und war in den Keller gegangen.

Viel hatte sie dort nicht gesehen, zumindest keine Folterknechte. Sie war nach diesem ersten Besuch auch wieder sehr schnell gegangen und dabei Sanders in die Arme gelaufen.

Noch unter dem Schock des Erlebten stehend, hatte sie ihm alles berichtet, und Sanders hatte gut zugehört. Sie war froh, ihn getroffen zu haben, denn er hatte zu denjenigen Patienten gehört, mit denen sie gut zurechtkam, trotz seines etwas unsympathischen Aussehens. Aber dahinter schien sich ein echter Mensch und Freund zu verbergen, jedenfalls hatte sie damals jemand gebraucht, um über das Erlebte zu reden.

Sanders hatte auch Verständnis für sie gezeigt und sie erst in sein Zimmer holen wollen.

Da hatte sie sich geweigert. Beide waren dann in eine stille Sprechecke der Klinik gegangen, hatten sich gesetzt und Helen hatte Sanders ihr Herz ausgeschüttet.

Sie hatte von den Schreien gesprochen, die nicht normal waren, und

Sanders hatte zugehört. Sein Gesicht war dabei immer ernster geworden, schon so etwas wie eine Vorwarnung auf seine folgende Antwort.

»Du solltest vorsichtig sein, Helen.« In der Klinik redet man sich untereinander mit du an.

»Warum?«

»Weil es hier Dinge gibt, um die du dich besser nicht kümmerst. Sie sind hier einmal in Bewegung gesetzt worden und lassen sich nicht mehr aufhalten. Erst recht nicht von dir.«

»Du kennst sie?«

»Vielleicht.«

»Was sind das denn für Dinge, von denen du redest?«

Sanders hatte mit beiden Händen abgewinkt. »Das kann ich dir nicht sagen, und wenn ich es dir sagen könnte, dann würde ich es nicht tun, verstehst du?«

»Nein.«

Er verdrehte die Augen. »Kind, du bist hier, um zu kuren. Nicht mehr und nicht weniger. Zieh es einfach durch. Alles andere kannst du vergessen, glaube es mir.«

Helen gehörte in ihrer Position nicht - zu den dummen Menschen. Sonst wäre sie nicht so weit gekommen. Und sie hatte in ihrem Leben schon einiges gelesen und auch zahlreiche Thriller gesehen.

Nicht wenige Handlungen dieser Filme konzentrierten sich auf Kliniken und Sanatorien, in denen oft unheimliche Dinge versteckt vor der Öffentlichkeit geschehen. Sofort dachte sie daran, daß dies auch hier der Fall sein müßte und hakte bei Sanders nach.

»Das kann ich dir nicht sagen.«

»Aber du weißt es.«

»Nein, nicht genau.«

Sie schaute ihm in die Augen. Oft genug kann man an den Augen eines Menschen erkennen, ob die Person lügt oder nicht. Mit Sanders kam sie nicht klar, er war ihr suspekt, doch es blieb ihr nichts anderes übrig, als ihm Vertrauen zu schenken. Sie glaubte trotz aller Vorbehalte nicht, daß er sie nur reinlegen wollte. »Kannst du mir denn nicht wenigstens eine Andeutung machen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Was soll ich jetzt tun?«

Ernst schaute er sie an. »Bestimmte Orte in der Klinik meiden, Helen. Nicht hingehen, das ist die beste Lösung. Tust du es doch, kann es ins Auge gehen.«

Seine Stimme hatte so ernst geklungen, daß bei ihr eine Gänsehaut entstanden war. Und über diese Warnung dachte sie auch später nach, als sie sich allein in ihrem Zimmer aufhielt. Dort hockte sie in dem schmalen Sessel, vom Schein der Lampe angeleuchtet, und brütete

über gewisse Dinge nach.

Sie hatte feuchte Hände bekommen, und in ihrer Phantasie stellte sie sich die schrecklichsten Dinge vor. Meist waren es Sequenzen von Filmen, die sie irgendwann einmal gesehen hatte. Sie hörte die Schreie der Gefolterten in ihren Ohren gellen. Sie sah Blut, viel Blut. Sie sah einen Mann im weißen, blutbesudelten Kittel mit einem gewaltigen Messer durch einen Folterraum geistern und mit der Klinge auf wehrlose Menschen einschlagen.

Schweißgebadet wachte sie auf. Erst jetzt fiel ihr ein, daß sie nur geträumt hatte. Wieder in die Realität zurückgekehrt, dachte sie darüber nach, ob so etwas überhaupt stimmen konnte. Nein, sicherlich, das hatte sie sich nur eingebildet. Da war die Phantasie mit ihr durchgegangen, da hatte ihr auch das Unterbewußtsein schlimme Bilder geschickt, die sie so leicht nicht vertreiben konnte.

In der folgenden Nacht fand Helen Kern so gut wie keinen Schlaf. Auch der nächste Tag lief nicht gut für sie ab. Immer wieder kamen die Erinnerungen zurück. Immer wieder dachte sie an die schlimmen Dinge, die sich zumeist in der Phantasie abgespielt hatten.

Sie war froh, als die Anwendungen vorbei waren, denn in jedem Helfer hatte sie einen potentiellen Feind erkannt, der ihr ans Leben wollte. Aber sie lebte noch, und in den folgenden Tagen verblaßte der Schrecken dann.

Ein paarmal hatte sie auch Sanders getroffen. Auf das Thema waren sie nicht zu sprechen gekommen, obwohl Helen es hin und wieder versucht hatte. Sanders aber hatte sich eisern gezeigt, nur gelächelt und den Kopf geschüttelt.

Schließlich hatte sie sich damit einverstanden erklärt und ihm versprochen, alles zu vergessen.

Das klappte auch, allerdings nur bis zur dritten Nacht. Da war es dann passiert.

Sie war plötzlich erwacht und hatte den Grund dafür nicht gekannt. Jedenfalls war Mitternacht schon vorbei, wie sie mit einem raschen Blick auf die Uhr feststellte.

Minutenlang saß sie im Bett und wartete. Sie wußte nicht, worauf, es ereignete sich nichts. Sie saß einfach da, ohne etwas zu tun und wischte immer wieder mit beiden Handflächen durch ihr Gesicht, denn dort lief der Schweiß wie Wasser.

Warum war sie wach geworden? Und warum drängte sich der zurückliegende schreckliche Traum wieder in ihre Erinnerung hinein? Den Grund konnte sie nicht sagen, doch Helen war mutig genug, um es zu versuchen. Deshalb stand sie auf.

Erst einmal blieb sie im Zimmer stehen, dann wusch sie ihr Gesicht. Die Unruhe blieb. Schließlich zog sie ihren Morgenmantel über. Dabei stand sie am offenen Fenster.

Das war genau der Moment, als sie die fernen Schreie vernahm. Helen wußte nicht, wo sie aufgeklungen waren, sie konnte sich aber vorstellen, daß es in der Klinik geschehen war.

Die Schreie blieben.

Sie erinnerten sie an ein sehr entferntes Jammern einer Person, die tief unter der Erde steckte und gefoltert wurde.

Angst kroch in ihr hoch. Gleichzeitig aber mischte sich auch Neugier in dieses Gefühl mit hinein, und sie drehte sich betont langsam um, als sie zur Zimmertür ging.

Sie hatte einen Plan gefaßt!

Helen konnte die Ungewißheit nicht mehr ertragen. Sie gehörte zu den Menschen, die gewissen Dingen auf den Grund gehen wollten, und es gab bei ihr einen bestimmten Punkt, der einmal überschritten sein mußte, dann ließ sie sich durch nichts mehr abschrecken, und sie hatte die Warnungen auch tief in ihr Innerstes verbannt.

Sie wollte nicht mehr an Sanders denken und nur mehr nachforschen, weshalb hier geschrien wurde.

Andere Personen hätten nicht so gedacht, aber Helen konnte nicht anders. Es lag möglicherweise an ihrer Erziehung, denn ihre Eltern waren sehr tolerant und sozial engagierte Menschen gewesen, die immer darauf gedrängt hatten, den anderen nicht zu vergessen. Daran hatte sich Helen gehalten, auch im Beruf, in dem mit harten Bandagen gekämpft wurde.

Um diese Zeit brauchte sie nicht zu befürchten, daß ihr jemand begegnete. Auch das Personal hatte sich zurückgezogen, bis auf einige wenige Nachtwachen.

Die Frau kannte sich in der Klinik aus. Sie wußte, welche Wege sie gehen mußte, um das Risiko einer Entdeckung auf Null zu drücken. Auch in dieser Nacht hatte sie Glück. Keiner sah sie auf ihrem Weg in die verbotene Zone. So hatte sie die Umgebung des Kellers getauft, und sie fühlte sich auch wie ein kleines Mädchen, das etwas tat, was die Mutter verboten hatte.

Sie verzichtete auf den Lift, nahm die Treppe, deren Stufen sie hinabschlich. Auch jetzt achtete sie auf jedes Geräusch, landete in einem Flur und blieb dort zunächst stehen.

Helen ahnte, daß sie dem Ziel nahe war. Die dunklen Türen der Kellerräume flößten ihr Furcht ein.

Das Licht der Notbeleuchtung gab nur einen schwachen grünlichen Schein ab.

Er verlor sich schon auf dem Boden, und Helen hatte beim Gehen den Eindruck, wie ein Geist über dem Untergrund zu schweben.

Etwas trieb sie voran. Eine Kraft, die seltsamerweise auch ihre Angst überdeckt hatte.

Sie ging auf eine Tür zu. Diese war breiter als die anderen und

bestand aus zwei Hälften.

Die Schreie hörte sie nicht mehr. Auch kein Wimmern oder schmerzvolles Jammern.

Dennoch traute sie sich nicht, die Tür zu öffnen. Sie wollten warten, zumindest so lange, bis sich etwas getan hatte, bis sich die Geräusche wiederholten und…

Es war nicht mehr nötig.

Plötzlich wurde die Tür geöffnet.

Ein Mann stand vor ihr.

Groß, wuchtig, mit schwarzen Haaren und einem schwarzen Bart. Hinzu kamen die dunklen Augen, die wie Kohlestücke aussahen. Der Mann starrte sie nur für wenige Sekunden an. In dieser Zeitspanne hatte Helen das Gefühl, als würde die Person in ihre Seele hineinschauen.

Sie konnte sich nicht mehr bewegen.

Der Mann aber packte sie.

Dann zerrte er sie in den Raum hinter der Tür.

Von nun an begann für Helen Kern der Alptraum…

***

Was genau geschehen war, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern. Zuerst war da nur die Dunkelheit. Wie fettiges Öl war sie ihr vorgekommen. Sie hatte im Anfang nicht einmal Luft holen können, weil ihr die Furcht die Kehle zudrückte.

Der Mann war nicht allein. Von irgendwoher tauchten andere auf und hielten sie gepackt. Ihre Hände umklammerten sie, und Helen fühlte sich am ganzen Körper beschmutzt.

Wohin man sie zerrte, bekam sie nicht mehr mit. Jedenfalls glitt sie hinein in die Finsternis wie die Leiche in ein tiefes Grab. Sehr lange blieb die Dunkelheit nicht.

Aus mehreren Richtungen strahlten Lichter auf. Nicht sehr scharf, eher wie ferne Sterne wirkten sie, und sie schafften es kaum, die Schwäche zu vertreiben.

Ihre Bewacher konnte sie nicht einmal erkennen. Sie hörte nur ihre Stimmen und sah die Körper als Schatten. Aber sie konzentrierte sich auf das Flüstern und stellte fest, daß sich die Kerle in einer ihr fremden Sprache unterhielten, die slawisch klang.

Die Männer schleiften sie tiefer in den Raum hinein, um sie dann auf einen Stuhl zu drücken. Helen hatte noch Kraft, und sie wollte sofort wieder in die Höhe schnellen, aber die Arme der Bezwinger waren zu kräftig und drückten sie zurück.

Dann schnallte man sie fest.

Die Hände und die Füße konnte sie nicht mehr bewegen, weil diese von Lederriemen gehalten wurden. Zwei eiskalte Hände strichen über

die dünne Haut ihres Halses hinweg, und sie hatte das Gefühl, einem Mörder in die Klauen gefallen zu sein.

Dieser Jemand blieb hinter ihr stehen und ließ seine Hände an ihrem Hals. Er berührte ihn, aber er fügte ihr keinen Druck oder keinen Schmerz hinzu. Die Berührung war mehr wie ein Hauch, ein leichter Wind, der über die Haut hinwegstrich.

Sie blieb starr sitzen. Ihr Herz klopfte stärker. Schweiß lag auf ihrer Stirn. Furcht bohrte sich in ihr Herz, hinter den Augen spürte sie einen harten Druck.

Die Hände wanderten. Sie forschten den Hals aus, sie prüften die dünne Haut, als würden sie nach einer Stelle suchen, die sich besonders zum Zudrücken eignete.

Helen mußte dies über sich ergehen lassen. Sie hockte angeschnallt auf dem Stuhl und war innerlich vereist.

Das Blut schien gefroren zu sein und hatte sich als kleine Eispartikel in ihren Adern abgesetzt. Sie spürte die Finger, die prüfend an ihrem Gesicht in die Höhe wanderten und auch dort die Haut fühlten und testeten.

Waren es tatsächlich Finger? Oder strich da etwas anderes durch ihr Gesicht?

Helen schaffte es, einen Teil ihrer Angst zu unterdrücken und sich zu konzentrieren. Nein, das brauchten nicht unbedingt Hände zu sein, da konnte durchaus jemand hinter ihr stehen und sie mit seinen Krallen abtasten.

Krallen?

Sie wollte es nicht glauben, riß den Mund auf, um Luft zu holen, doch sie atmete nur röchelnd aus.

Etwas anderes schaffte sie nicht. Alles war so anders und fremd geworden, das spürte sie sehr deutlich, obwohl sie in der Finsternis dieses Kellers hockte.

Helen wußte auch nicht, ob die anderen noch da waren. Sie konzentrierte sich einzig und allein auf die Person hinter ihr, die dort nicht mehr blieb, sondern mit gleitenden und schleifenden Schritten um die Gefangene herumging und vor ihr stehenblieb.

Das konnte sie nur spüren, nicht sehen, denn ihr drang so etwas wie ein Hauch entgegen.

Der andere tat nichts.

Er wartete…

Sie aber nahm seinen Geruch wahr. So roch kein Mensch! Nein, das war unmöglich. Nie hatte sie bei einem Menschen einen derartigen Geruch wahrgenommen. Das war einfach nicht möglich, so roch ein Tier, aber kein normaler Mensch.

Helen schüttelte sich und hörte aus der tiefen Dunkelheit ein leises kicherndes Lachen, das ihr wie eine Folterung vorkam.

Man wollte ihre Seele quälen, sie fertigmachen, und sie konnte sich vorstellen, daß niemand darauf reagierte, wenn sie jetzt anfing zu schreien.

Deshalb blieb sie stumm und schaffte es sogar, ihre Lippen zusammenzupressen.

Die Angst war wie ein böser glühender Pfahl, der durch ihren Körper fuhr. Zum erstenmal seit ihrer Gefangennahme konnte sich Helen vorstellen, daß sie Menschen in die Hände gefallen war, die ihren Tod wollten. Die nichts anderes taten, als sie auf das grausame Ende vorzubereiten, und jetzt bereute sie es, den Weg überhaupt gegangen zu sein.

Der Unbekannte stand noch immer vor ihr. Sehr dicht sogar. Sie ahnte, daß er sich ihr entgegenbeugte und nun noch näher an sie herankam, was Helen als schlimm empfand.

Dann spürte sie ihn auf eine andere Art und Weise, denn bisher hatte er sie nur mit seinen Händen oder Krallen berührt. Nun aber beugte er sich über sie, und er preßte sich dabei auch gegen ihr Gesicht, wobei etwas ihre Haut streifte, mit dem sie nicht zurechtkam. Es war keine Haut, es waren keine Nägel, es war etwas anderes, und es war ihr unmöglich, dies zu identifizieren.

Es fühlte sich kratzig und dennoch weich an.

Wie… wie… sie suchte nach dem Vergleich, der ihr auch dann in den Sinn kam.

Ja, wie Federn!

Als ihr dies bewußt geworden war, durchfloß sie ein Strom der Angst. Helen dachte auch weiter.

Die logische Folge davon war, daß vor ihr ein Riesenvogel stand.

Aber gab es denn so etwas?

Ihre Gedanken wurden unterbrochen, weil die Berührung nicht mehr auf eine Stelle konzentriert blieb. Etwas glitt an ihren Wangen entlang.

Sie schüttelte sich.

Dann spürte sie das Harte auf der Haut. An zwei verschiedenen Stellen an der rechten Wange. Es drückte hinein - bis der süße Schmerz sie überkam und sie im selben Moment wußte, daß sie von dieser für sie unsichtbaren Kreatur gebissen worden war.

Gebissen!

Das Wort jagte durch ihren Kopf. Sie konnte es nicht glauben, dachte an einen Vampir und stellte ihn sich auch vor. Ein bleiches, riesiges Ungeheuer, ein Gewächs der Nacht, das ausschließlich vom Blut unschuldiger Opfer lebte.

Nur gab es keine Vampire. Wenigstens nicht ihn Wirklichkeit, nur in Filmen und Büchern.

Oder?

Helen bekam Zweifel, während sie sich auf die Berührung an der rechten Wange konzentrierte. Der süße Schmerz hatte etwas nachgelassen, aber sie hatte den Eindruck, als würde in die kleinen Wunden etwas Bestimmtes hineingepumpt.

Das konnte natürlich eine Täuschung sein, doch an diesem Tag war einfach alles möglich.

Sie wartete ab…

Der Druck verschwand. Vor sich hörte sie ein schabendes Geräusch, als sich das Wesen zurückzog.

Im Hintergrund flüsterte jemand, ein anderer lachte leise.

»Das war gut.«

»Sie wird es irgendwann merken.«

»Jetzt gehört sie zu uns.«

Helen bekam die Worte mit, ohne sie richtig einsortieren zu können. Sie fühlte sich erschöpft, ihr Denkapparat arbeitete nicht mehr so, wie er es eigentlich hätte tun müssen.

Die Frau hing in ihrem Stuhl fest und merkte, wie ihr Kopf langsam zur Seite glitt. Es war ihr alles egal, auch der leichte Druck an der Wange störte sie nicht. Aber er veränderte sich in ein Ziehen, und sie hatte den Eindruck, als würde die Wunde schnell wieder heilen.

Das alles bekam sie mit, schrak dann doch zusammen, als sie Schritte hörte.

Ein Licht erwischte nicht nur sie, sondern auch die Gestalt dicht vor ihr. Es war der Bärtige, der ihr auch die Tür geöffnet hatte und nun nach ihr griff. Jedenfalls wies seine Bewegung darauf hin, aber er griff an ihr vorbei, und seine Hände glitten an den Händen entlang und stoppten dort, wo die Lederriemen ihre Gelenke umschlossen. Sie lösten sie mit sicheren Griffen, was Helen kaum mitbekam, denn sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Auch das Öffnen der Fußfesseln registrierte sie kaum. Erst die Flüsterstimme riß sie aus ihrem Traum.

»Du kannst aufstehen und gehen…«

Helen hatte den Befehl gehört, nur setzte sie ihn nicht sofort in die Tat um. Sie blieb hocken. Der Kopf sank nach vorn, was der Mann vor ihr trotz der Dunkelheit mitbekommen haben mußte, denn er legte zwei Finger unter ihr Kinn und hob den Kopf wieder an.

»Du brauchst nicht mehr hier sitzen zu bleiben. Steh auf, du kannst wieder auf dein Zimmer gehen. Es geschieht dir nichts, Helen, gar nichts. Glaub es mir.«

Die Worte hatten auf sie eine hypnotische Wirkung ausgeübt. Ohne es eigentlich zu wollen, erhob sich die Frau, blieb mit zitternden Knien stehen und spürte den Druck einer Hand in ihrem Rücken, der sie anschob.

Sie ging, sie zitterte, und sie setzte dabei ihre Schritte wie ein kleines

Kind.

Und so wurde sie auch zu der Tür geführt, durch die sie die unheimliche Folterkammer verließ.

Helen konnte kaum nachdenken. Als sie wieder einigermaßen zu sich kam, fand sie sich nicht im Kellerflur wieder, sondern schon vor ihrer Zimmertür. Ihre Hand lag bereits auf der Klinke. Die Frau betrat das Zimmer und drückte die Tür hinter sich zu.

Ihre kleine, heimelige Welt hatte sie wieder. Sogar das Licht brannte noch. Der Schein fiel über einen leeren Sessel, und Helen überlegte, ob sie es tatsächlich beim Einschlafen hatte brennen lassen. Sie konnte sich nicht daran erinnern.

Das machte nichts.

Laut gähnend setzte sich die Frau auf die Bettkante, bevor sie sich langsam zurückgleiten ließ. Als der Hinterkopf das Kissen berührte, war es so wunderbar weich, und sie hatte das Gefühl, tief in eine andere Welt einzutauchen.

Tief atmete sie durch.

Noch lange blieben ihre Augen offen. Helen schaute gegen die sich über ihr abzeichnende Decke, als könnte sie dort die Lösung ihrer Probleme erkennen.

Aber welche Lösung? Für welche Probleme?

Sie hatte keine, sie fühlte sich sogar wohl. Wie nach einem tiefen Schlaf erquickt.

Aber etwas war geschehen. Sie dachte darüber nach. Hatte sie einen bösen Traum erlebt? Nein, dann wäre sie jetzt nicht so ruhig gewesen und hätte darüber nachgedacht.

Was also lag hinter ihr?

Soviel stand fest: Es war kein erquickender Schlaf gewesen, auch wenn es ihr gutging. Ihr Leben hatte sich verändert. Etwas Entscheidendes war geschehen, über das sie nicht hinwegkam und das tief in ihrer Erinnerung vergraben war.

Sie schluckte. Wieder spürte sie den kalten Schweiß auf ihrer Stirn. Jemand schien ihr Öl ins Gesicht gegossen zu haben. Sie zwinkerte mit den Augen, sie schluckte Speichel, und sie überlegte weiter, wie sich die Dinge wohl entwickeln könnten. Denn eins stand fest, obwohl sie es auch nicht so genau erlebte. Etwas war mit ihr geschehen.

Jemand hatte sie beeinflußt, mit ihr gespielt, sie unter seine Kontrolle bekommen. Nur empfand sie dies nicht als unangenehm. Sie hatte sich daran gewöhnt. Sie wußte auch, daß sie keinem Menschen in der Klinik von ihrem Verdacht und dem gleichzeitigen Wissen berichten würde.

Damit mußte, damit sollte sie allein fertigwerden. Alles andere konnte sie vergessen.

Es kam die Zeit, wo die Natur ihr Recht forderte. Helen Kern fielen

die Augen zu.

Dabei kam es ihr vor, als wären ihre Lider mit Blei beschwert worden. Ganz langsam ging das, und es dauerte nicht lange, bis sie endgültig eingeschlafen war.

Dann aber kamen die Träume.

Sie hätte sich gern dagegen gewehrt, doch sie war zu schwach. Schlimme Träume peinigten sie. Die Bilder glichen Bahnen, die wie Stromstöße durch ihren Körper jagten und tief in ihr Unterbewußtsein eindrangen, wo sie sich unvergeßlich festsetzten.

Vögel sah sie.

Halb Mensch, halb Tier. Sie umflogen sie, sie jagten auf das Opfer zu, hackten so lange mit den Schnäbeln nach ihr, bis Helen auf dem Boden lag und nicht mehr war als eine blutige Masse.

Doch diese Masse zuckte, bewegte sich, formte sich wieder zusammen, bildete einen Körper, der wie Phönix aus der Asche aus dem dicken Blut hervortauchte und eine Neugeburt erlebte.

Sie war wieder da.

Und im Traum freute sie sich auf die Zukunft…

***

Jetzt stand Helen Kern wieder vor der geheimnisvollen Tür, hinter der einmal der Bärtige erschienen war. Doch diesmal war sie freiwillig gekommen und auch im Bewußtsein ihrer Stärke. Sie würde sich den Keller genau anschauen, und jetzt würde sie es sein, die sich die Opfer holte.

Helen streckte ihre rechte blutige Klaue aus und legte sie auf den eisernen Griff.

Der Druck nach unten. Es klappte, sie konnte die Tür aufziehen und atmete tief durch.

Vor ihr lagen die unheimlichen Räume, die versteckten Keller der Klinik. Helen betrat sie.

Und diesmal hatte sie überhaupt keine Angst…

***

Als Wladimir Golenkow leise lachte, ließen wir unsere Waffen sinken. Auf ihn brauchten wir nicht zu schießen, außerdem hatten wir den Russen erwartet.

Er ging weiter die Treppe hinab, und sein Lachen stoppte. Das blonde Haar hatte er zurückgekämmt und zuvor länger wachsen lassen. Durch diesen Schnitt wirkte ein Gesicht noch härter, beinahe wie geschnitzt, und auch die Wangenknochen traten scharf hervor. Man konnte ihm den slawischen Typ ansehen.

Er reichte uns die Hand. »Ich freue mich wirklich, daß ich euch hier finde.«

»Und du bist nicht überrascht?« fragte Suko.

»Nein.«
»Wir auch nicht«, sagte ich.
»Hat euch Sir James vorgewarnt?«
»Das versteht sich.«
Wladimir nickte. »So war es auch vorgesehen.« Er hob die Schultern. »Irgendwo fühle ich mich schon überfordert. Das hier ist ein verfluchter Job.«
»Inwiefern?«
Er schaute sich um, aber außer uns hatte wohl niemand das Haus betreten. »Ich denke, das ist eine lange Geschichte, Freunde, die ich euch allerdings kurz erzählen möchte.«
»Das haben wir auch gehofft«, sagte Suko. »Zuvor noch eine Frage, Wladimir.«
»Ja bitte.«
»Du hast nicht zufällig den Mann an der Hintertür getötet. Man hat ihm die Kehle zerrissen.«
Golenkow schaute uns so überrascht an, daß er einfach nicht schauspielern konnte. Das war echt, mit der Leiche hatte er nichts zu tun. Wir hätten uns bei ihm auch diese brutale Art des Vorgehens nicht vorstellen können. Dazu war er nicht der Typ.
»Das traust du mir zu?« fragte er.
»Nein, deshalb habe ich ja gefragt. Wir müssen davon ausgehen, daß sich hier im Haus oder in dessen Umgebung ein verfluchter Killer aufhält. Ist eben so.«
Wladimir holte tief Luft. Er steuerte auf die Sitzecke zu. Von dort hatte man einen guten Überblick über die Halle hinein. »Das befürchte ich auch«, sagte er beim Hinsetzen.
»Hast du auch einen Verdacht?« Ich schob mir einen Sessel zurecht, daß auch ich ein optimales Blickfeld bekam.
»Nein, den habe ich nicht. Ihr denn?«
»Das könnte sein.«
»Wer?«
»Eine Frau, die eigentlich keine Frau mehr ist, sondern die Verwandlung in ein Monster durchgemacht hat. Sie ist jetzt halb Eule und halb Mensch. Ein Strigenmensch.«
Golenkow nickte. »Du wirst es kaum glauben, aber das habe ich mir gedacht.«
»Wieso?«
»Später, John. Ich möchte erst eure Geschichte hören.«
Wir taten ihm den Gefallen und berichteten abwechselnd, was uns widerfahren war, wobei sich Suko ein wenig zurückhielt, denn er hatte ja keinen direkten Kontakt mit Helen gehabt. Als wir die Namen Sanders und Glinka erwähnten, ein Agent und ein Killer, da nickte unser Freund aus Rußland.

»Ja, die sind mir bekannt. Besonders Glinka.«
»Er hat für euch gemordet.«
»Für den KGB.«
»Und er sollte Sanders ausschalten.«
Golenkow nickte.
»Hast du das gewußt?«
»Ja und nein. Aber darauf kommen wir später. Es geht jetzt um die Frau. Hat euch Sanders direkt auf ihre Spur gebracht?«
»So war es. Deshalb mußte er ja sterben. Vor unseren Augen killte Glinka ihn, aber er konnte mir noch den Namen Helen Kern zuflüstern. Ich ging dann zu ihr und erlebte die Stunden des Schreckens mit, als sie sich verwandelte.«
»Dann steckte der Keim in ihr.«
»Der Strigen-Keim?«
»Welcher sonst, John? Wir haben es hier tatsächlich mit den Strigen zu tun gehabt.«
»Und mit Agenten.«
»Auch das.«
Suko fragte: »Weshalb bist du eigentlich hier? Nicht zum Spaß und auch nicht, um Urlaub zu machen.«
Wladimir Golenkow lehnte sich zurück und verschränkte die Hände im Nacken. »Das kannst du wohl sagen, aber ich kann meine Anwesenheit mit einem Satz umreißen.«
»Tu es.«
»Ich bin hier, um Schadensbegrenzung zu betreiben. Nicht mehr und nicht weniger.«
Wir schauten uns an.
Wladimir lachte. »Ja, so ist es. Ein verdammt kompliziertes Strickmuster, das kann ich euch sagen.«
»Dessen Maschen der russische Geheimdienst gestrickt hat, nehme ich an.«
»Wer sonst, Suko? Damals, als es noch die UdSSR gab, ist dieser Plan geboren worden, der im Prinzip genial war.«
»Klar«, murmelte ich. »Der KGB hat sich schon immer etwas Besonderes einfallen lassen.«
»Wie diese Klinik hier.«
»Sie gehörte ihm?«
Wladimir nickte. »Der KGB ist der Geldgeber gewesen und hat sie über Strohmänner weiterführen lassen. Wenn man gewisse Summen lockermacht, klappt das immer.«
»Was geschah hier?«
»John - bitte.« Er sagte es beinahe ungeduldig. »Muß ich dir das noch sagen? Über diese Klinik wurden Agenten in das Land geschleust. Das funktionierte wunderbar. Wir saßen hier wie die bösen Spione im

großen Netz.«
»Nur blieb es nicht dabei, nehme ich an.«
»Richtig!« sagte Wladimir Golenkow, und seine Stimme hatte dabei einen harten Klang bekommen.
»Es hat beim KGB sehr lange gedauert, bis man dort gewisse Tatsachen akzeptierte.«
»Magische?«
Er lächelte. »Klar, man hat viel gehört, sehr viel sogar. Man wurde mißtrauisch und aufmerksam. Man wollte kräftig mitrühren.«
»Was auch gelang.«
Er nickte.
»Durch die Strigen?« fragte Suko.
Wieder nickte Wladimir. »Auf sie hat sich eine Abteilung spezialisiert gehabt. Die Blut-Eulen waren etwas Besonderes. Sie sind in den nordischen Sagen zum erstenmal erwähnt worden, kommen eigentlich aus Schweden, und genau das ließ unsere Firma nicht ruhen. Man hat nachgeforscht, auch mich integrierte man, davon habe ich euch nie etwas gesagt, und man ist tatsächlich fündig geworden. Es gab oder gibt sie auch in Rußland.«
»Was hast du gemacht?«
»Nichts, Suko, gar nichts. Ich bin von diesem Fall abgezogen worden. Wahrscheinlich war man mißtrauisch geworden, weil ich des öfteren mit euch zusammen gewesen bin. Jedenfalls wollte man kein Risiko eingehen. Man hat sich auch weiterhin mit den Strigen beschäftigt und diese Tätigkeit sogar ausgebaut, denn man hatte etwas ganz Besonderes mit ihnen vor. Man wollte sie nach England schaffen und dort für sich arbeiten lassen. Wo konnte es ein besseres Versteck geben als diese Klinik hier?«
Ich strich über meine Stirn. Auf einmal fühlte ich mich nicht mehr wohl, wenn ich daran dachte, welches Grauen von diesen dämonischen Vögeln ausging. Mir lag eine Frage auf der Zunge, denn ich dachte dabei an eine bestimmte Person.
Strigus!
So hieß der Anführer der Strigen, mit dem wir es schon des öfteren zu tun bekommen hatten. Wir hatten ihn immer wieder zurückschlagen, aber nie ganz vernichten können, und es konnte durchaus sein, daß der in diesem Fall mitmischte.
Wladimir war mein harter Blick aufgefallen. »Um Himmels willen, John, was ist los mit dir?«
»Ich denke an eine bestimmte Person.«
Golenkow verengte die Augen. »Du meinst Strigus?«
»Ja. War er hier?«
Bisher hatte Wladimir immer sehr rasch und sachlich geantwortet, diesmal ließ er sich Zeit. Er schaute dabei etwas zur Seite und machte

den Eindruck, als wäre ihm das alles unangenehm. Klar, er war Mitglied des KGB gewesen, und es hatte auch lange gedauert, bis wir zueinander das echte Vertrauen gefaßt hatten. Meine Frage hatte wahrscheinlich Dinge aufgewühlt, die er schon tief im Schlamm der Erinnerung verborgen geglaubt hatte.

»Bitte. Wladimir…«

Er räusperte sich. »Du weißt selbst, daß ich über manche Dinge nicht gern rede.«

»Das ist schon okay.«

»War es Strigus?« fragte Suko.

Wladimir hob den Kopf. Er schwitzte plötzlich stärker. »Ja, Freunde, es war Strigus. Einigen Leuten ist es gelungen, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Ich war es nicht, hatte damit höchstens indirekt zu tun, weil sie durch mich wußten, daß es mehr unerklärliche Dinge auf dieser Welt gibt, als man sich vorstellt, aber sie haben sich Strigus geholt. Sie sind an ihn herangetreten, und haben es auch geschafft, ihn vor ihren Karren zu spannen. Sie sind mit ihm einen Pakt eingegangen und haben ihn hier mitten in London versteckt. Ich weiß nicht, ob ihr ihn gesucht habt, aber er war tatsächlich hier.«

Ich mußte mich vor der nächsten Frage räuspern. »Und das hast du gewußt, Wladimir?«

»Traust du mir das zu?«

Ich schaute ihn an. »Nein, eigentlich nicht.«

»John hätte ich es gewußt, dann hätten Suko und du als erste davon erfahren, darauf kannst du dich verlassen. Auch in den alten Zeiten hat uns schon vieles verbunden. Aber dem war eben nicht so.«

»Ich glaube dir«, sagte Suko.

Ich schämte mich ein wenig dafür, daß ich Wladimir mißtraut hatte, schlug ihm auf die Schulter und wollte mich entschuldigen.

»Schon gut, John«, wehrte er ab. »Ich an deiner Stelle hätte nicht anders reagiert.«

»Ist ja auch egal jetzt. Kommen wir wieder zur Sache. Der KGB hielt Strigus hier versteckt.«

»Richtig.«

»Konnte er hier schalten und walten?«

»Auch das. Er konnte sich Diener beschaffen. Er hat es auch getan, nur habt ihr davon nichts bemerkt. Sie sind irgendwo unterwegs, nicht mehr hier im Land. Vielleicht halten sie sich auch in den tiefen Wäldern des Nordens versteckt, aber sicherlich nicht alle. Um das herauszufinden, hat man mich geschickt. Ich bin also der eiserne Besen, der hier noch einmal kehren soll.«

»Und wen putzt du weg?«

»Den Killer?«

»Helen!«

»Ja. Sie ist infiziert worden. Ich habe es selbst nicht gewußt, bin durch euch darauf gekommen.«

»Was hast du dir denn überhaupt vorgestellt?« fragte Suko. »Oder mit welchen Vorgaben hat man dich geschickt? Solltest du dich ausschließlich um die Strigen kümmern, oder ging die Schadensbegrenzung noch weiter?«

»Natürlich ging sie weiter. Bei uns weiß doch niemand, wer sich noch alles aus der alten Clique herumtreibt. Es ist durchaus möglich und sogar wahrscheinlich, daß sich in dieser Klinik, die offiziell geschlossen wurde - dafür haben auch die Strohmänner gesorgt -, noch alte Agenten des ehemaligen KGB aufhalten. Ich sollte sie auch davon überzeugen, daß sie hier alles aufgeben.«

»Hast du das geschafft?«

Golenkow schüttelte den Kopf. »Bis jetzt habe ich keinen gesehen. Ich kenne auch keine anderen Anlaufstellen. Ich war kurz vor euch da und hatte natürlich den passenden Schlüssel, um völlig normal die Klinik betreten zu können. Ich habe auch nicht gewußt, daß sich der Fall so entwickeln würde und bin heilfroh darüber, daß ich mich eurem Chef, Sir James, anvertraut habe.«

Ich lächelte dünn. »Das war auch für uns eine Überraschung. Und wir sind froh darüber, daß wir einige Dinge zurechtgerückt haben.«

»Bringen die euch denn weiter?« fragte Wladimir.

»Nein«, gab ich zu, »aber es ist jetzt sicher, daß sich noch einige der alten Agenten hier aufhalten. Oder zumindest in der Nähe sind, denn wir stolperten ja über den Toten.«

Golenkow nickte. »Und ich habe keinen gesehen.«

»Wo hast du dich denn umgeschaut?«

»Nur oben.«

»Da bleibt uns noch viel zu tun«, sagte Suko. »Mal was anderes. Hast du eventuell einen Plan der Klinik vorliegen?«

Der Russe lächelte. »Und ob ich den habe. An so etwas denkt man immer.« Er griff in die linke Jackettasche und holte ihn hervor. Da wir schwiegen, hörte sich das Knistern des Papiers in der Stille besonders laut an, als er den Plan ausbreitete.

Ich schaute mich um. Es war draußen warm, hier nicht so sehr, sondern nur stickig und schwül. Die Halle war ziemlich geräumig, es gab einige düstere Ecken, und ich hatte den Eindruck, als hätte sich dort sogar der Blutgeruch der Leiche festgesetzt. Dort wo die letzte Stufe der Treppe verschwand, sah ich einen blassen Schimmer. Dort fiel das Licht wie ein Schleier durch das Fenster und breitete sich auf dem Boden aus, wobei unzählige Staubteilchen im Lichtschein tanzten.

Ich wandte mich wieder den beiden anderen zu, die bereits gebeugt auf die Karte schauten. Sie nahm die Größe des Tisches ein.

Detailgetreu und auch maßstabgerecht war dort alles eingezeichnet worden. »Ich denke, wir können die oberen Etagen vergessen«, sagte Wladimir. »Wichtiger ist der Keller.«

»Nimmst du das nur an…?«

»Nein.« Er deutete auf einen dicken Tuschstrich. Er wirkte wie eine Trennungslinie. Jenseits davon waren die Räume nur angedeutet worden. Rechtecke, in die schräge Linien hineinschraffiert waren.

»Was bedeutet das?« fragte ich.

Wladimir hob die Schultern. »Was ich dir jetzt sage, klingt zwar etwas märchenhaft, du solltest es trotzdem akzeptieren. Das sind sie Geheimräume der Klinik.«

»Was heißt das genau?«

»Daß sie kein Patient betreten durfte. Bei Androhung von Strafe nicht.«

»Daran hat man sich gehalten?«

»Weiß ich nicht, Suko, kann ich nicht sagen. Aber die Räume waren sehr wichtig für die Organisation. Denn dort konnten sie die Agenten verstecken und ihnen die letzten Instruktionen geben. Könnte es denn idealer gelaufen sein?«

»Das wohl nicht.«

Ich hatte gesprochen, und Wladimir lächelte. Er deutete noch einmal auf das Schraffierte. »Ja, das werde ich dann genauer unter die Lupe nehmen, John.«

»Nein, wir werden es.«

»Auch gut.«

»Und wir rechnen damit, daß wir dort unsere Freundin Helen Kern finden.«

»Fragt sich nur, mit wem zusammen. Denn ich rechne damit, daß sich dort noch immer Agenten des ehemaligen KGB aufhalten. Dieses Gefühl werde ich einfach nicht los.«

»Warum nicht?« fragte ich.

»Ganz einfach, John. Weil nicht alle Schiffe wieder in ihre Heimathäfen zurückgelaufen sind.«

Ich mußte lächeln, als ich das hörte. Im Prinzip hatte er recht. Es waren bestimmt noch mehr Agenten zurückgeblieben, denn einen hatten wir ja als Toten erlebt. »Nur wird Helen keine Rücksicht mehr nehmen«, warnte ich. »Wir müssen damit rechnen, auf weitere Leichen zu stoßen. Mögen die Leute auch noch so gut ausgebildet sein, ich glaube kaum, daß sie gegen dieses mordgierige Wesen ankommen.«

»Das ist zu befürchten«, murmelte der Russe.

»Kennst du denn die genaue Zahl der hier noch verbliebenen Leute?« wollte Suko wissen.

»Nein.«

»Dann schätz mal.«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Man konnte mich da nicht informieren. Den damaligen Einsatzleiter gibt es offiziell nicht mehr. Keiner weiß, was mit ihm geschehen ist. Man spricht davon, daß er von einer wütenden Menge erschlagen worden ist. Vielleicht hat man ihn auch versteckt. Möglicherweise hat er sich zuvor selbst abgesetzt. Das haben ja viele von uns getan, die Dreck am Stecken hatten. Ich hänge im Moment etwas in der Luft, aber ich habe mich schon wieder etabliert. Wir versuchen, etwas aufzubauen, was dem russischen Volk dient. Unsere Beziehungen können auch sehr nützlich sein.« Er lächelte plötzlich. »Ich habe die Chance bekommen, bei uns in Rußland so etwas aufzubauen wie ihr hier in London. Man hat mir von oberster Stelle Rückendeckung gegeben, die Arbeit macht mir auch Spaß. Ich hoffe auch, daß immer genügend Geld da ist, nur eben dieser letzte Auftrag, die Entsorgung, hat mir gewisse Probleme bereitet, das muß ich ehrlich eingestehen.«

»Das kann ich mir denken«, sagte ich. »Aber zu dritt wird es wohl klappen.«

»Ich will es hoffen.«

Mein Lachen steckte ihn an, doch es klang nicht echt. Wir hatten hier einige Zeit gesessen, und es war nicht gut, noch weitere Minuten zu vergeuden.

»Dann kommen wir mal zur Sache«, sagte ich und stand auf. »Wie hast du dir das weitere Vorgehen vorgestellt?«

»Oben bin ich fertig. Ich habe alle Räume durchsucht. In zwei Etagen, und das war nicht wenig. Einen Erfolg habe ich nicht gehabt, und ich entdeckte auch keine Hinweise. Die Zimmer sehen verlassen aus, das Mobiliar steht noch dort, verstaubt, und irgendwelche Stromer haben das Haus noch nicht ausfindig gemacht, denn auch auf sie fand ich keinerlei Hinweise. Ein äußerlich leeres Haus.«

»Ja, bis auf die Leiche.«

Wladimir hob die Schultern. »Das genau ist das Problem, aber damit müssen wir leben.«

»Wenn sich welche hier, aufhalten, dann nur in den versteckt liegenden Räumen«, sagte Suko.

Der Ansicht war ich auch, nickte nur und schaute zu, wie Wladimir die Karte wieder zusammenfaltete und sie in seiner Innentasche verstaute. Er machte auf uns einen nachdenklichen Eindruck und wirkte wie jemand, dem noch eine Last auf der Seele lag.

»Spuck es aus!« sagte ich.

»Du weißt…?«

»Nein, ich ahne.«

Er lächelte dünn. »Die ganze Sache ist die, John. Während unseres Gesprächs habe ich die ganze Zeit über noch nachgedacht. Mir ging da eine bestimmte Person nicht aus dem Kopf. Es ist der schon erwähnte

Einsatzleiter. Ich kenne ihn von früher, er ist ein Schwein gewesen, einer, der über Leichen geht, der alles macht, wenn es zu seinem Vorteil gereicht. Ein Karrierist der übelsten Sorte, und ich kann mir vorstellen, daß er sofort untergetaucht ist. Der Mann hatte sehr gute Beziehungen aufgebaut, viele waren ihm etwas schuldig, und ich rechne damit, daß ich ihn noch einmal wiedersehe.«

Ich hatte begriffen. »Du meinst also, daß du ihn noch einmal wiedertriffst.«

»Ja, John, und zwar hier!«

»In der Klinik?«

Er nickte heftig. »Er hat doch bei dem großen Plan mitgemischt. Er weiß über die Strigen Bescheid. Er wird sich mit ihnen verbünden und sie auch beschützen.«

Suko hatte eine Frage. »Wie heißt denn dieser nette Mensch, von dem du uns so viel erzählst?«

»Gregorin.«

»Mehr nicht?«

»Einfach nur Gregorin. Er hatte auch einen Spitznamen. Der Henker aus Armenien. In seiner Jugend soll er Feinde mit einem Beil erschlagen haben, daher der Name.«

Suko hob die Augenbrauen. »Ein netter Zeitgenosse.«

»Das kannst du sagen. Ich habe ihn so richtig ins Herz geschlossen.«

»Okay, dann sehen wir uns mal an, was hinter dem dicken Strich liegt.«

Der Russe atmete tief durch. »Verdammt, bin ich vielleicht froh, nicht mehr allein hier zu stehen…«

***

Helen hatte die Tür geöffnet. Muffige, verbrauchte Luft strömte ihr entgegen, aber auch etwas anderes, das mit dem Begriff Luft nichts zu tun hatte.

Es waren Erinnerungen.

Sie dachte an früher, an ihren ersten Auftritt, an den Mann mit dem schwarzen Bart und den Kohleaugen, und sie dachte auch wieder an den Stuhl, auf dem sie angeschnallt worden war, aber das alles schreckte sie nicht mehr.

Heute sah es anders aus, viel anders. Sie hatte endlich die Kraft gefunden, nach der sie sich schon so lange gesehnt hatte. Sie war diejenige, die nun zuschlagen konnte, denn sie stand jetzt auf der anderen Seite und brauchte keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Sie würde nie mehr Rücksicht nehmen.

Sehr sicher bewegte sie sich durch den düsteren Gang. Das rechte Eulenauge gestattete ihr, auch in der Dunkelheit zu sehen, und darüber war sie sehr froh.

Hier unten war auf jeglichen Komfort verzichtet worden. Gänge mit kahlen Wänden, betongrau, ohne Schmuck, rein zweckmäßigfunktionell.

Sie bewegte sich so sicher, als wäre sie die Königin in diesem Reich. Und Helen wußte auch, wo sie hinzugehen hatte. Ein großes Ziel, ein Raum, den sie aus der Erinnerung her kannte, doch nun kehrte sie zurück, und sie war nicht mehr das Opfer.

Auf ihrer linken nackten Körperseite spürte sie ein Kribbeln. Rechts durchrann sie eine gewisse Wärme, und sie kam sich vor, als würde das Gefieder Feuer fangen.

Eine weitere Tür hielt sie auf. Schwaches Notlicht fiel schleierartig über ihren Körper und ließ das Gefieder an der rechten Seite farbig schimmern.

Sie wußte sofort, daß dies die richtige Tür war und daß sie bereits erwartet wurde.

Eine Klinke sah sie nicht, dafür einen Hebel, den sie umlegen mußte. Mit ihrer menschlichen Hand faßte sie zu und drückte ihn nach unten.

Dann zerrte sie die Tür auf und vernahm dabei ein leichtes Schwappen, aber sie merkte auch, wie die Helligkeit einer eingeschalteten Lampe von innen her auf sie zukroch.

Es wartete jemand auf sie…

Helen wußte, daß es kein Feind war, und deshalb zog sie sich auch nicht erschreckt zurück. Sie drückte die Tür noch weiter auf, damit sie den nötigen Platz bekam.

Dann trat sie über die Schwelle.

Vor ihr lag ein kahler Raum mit Betonwänden. Er unterschied sich beim ersten Hinsehen in nichts von den anderen. Nur reichte das Licht der Lampe nicht aus, um ihn vollständig zu erhellen. Einiges lag im Dunkeln, aber das interessierte Helen Kern noch nicht. Sie ging einen weiteren Schritt nach vorn.

Mit der Klaue drückte sie die Tür wieder zu. Schwappend schloß sie sich.

Dann erst richtete sie den Blick nach vorn und schaute den Gegenstand an, der für sie einmal zu einem Instrument der Folter geworden war. Es war der harte, kantig gebaute Holzstuhl, auf dem man sie einmal angebunden hatte.

Ja, es war noch immer der gleiche, und auch diesmal war er nicht leer. Auf ihm saß ein Mann.

Helen blieb stehen, denn sie hatte ihn sofort erkannt. Es war der Bärtige, der sie beim ersten Besuch in Empfang genommen hatte. Er hatte sich verändert. Nach wie vor umwuchs der Bart die untere Hälfte seines Gesichts. Das Haar war pechschwarz, der Bart war es ebenfalls, nur der Mund sah darin aus wie eine feuchte Wunde. Er kam ihr klein vor, als hätte er sich zu einem Kußmund verändert.

Er trug eine Cordhose und ein graues Hemd. Seine Augen blitzten, er schien sie anstrahlen zu wollen, und als er leise lachte, da zuckte die dünne Haut an seinem Hals.

»Ich habe dich erwartet«, sagte er flüsternd. »Ja, ich habe darauf gewartet, daß du kommst…«

Helen erwiderte nichts. Spannung hielt sie erfaßt. Auf der normalen Haut lag ein Schauder, das Gefieder auf der anderen Seite hatte sich gesträubt. Ihr rechtes Vogelauge glänzte, als sei es lackiert.

Das linke Auge war normal. Hin und wieder zuckten die Wimpern.

»Ich kenne dich«, sagte sie.

»Das glaube ich schon.«

»Du hast mich auf den Stuhl gedrückt und angeschnallt. Jetzt erinnere ich mich wieder. Früher dachte ich, geträumt zu haben, aber das stimmt nicht. Es ist kein Traum gewesen. Es war alles echt, sehr echt sogar. So kann kein Traum sein.«

»Du solltest auch denken, nur geträumt zu haben. So lange, bis die Zeit reif war.«

»Ist sie reif?«

»Natürlich.« Er grinste jetzt. »Du bist zu unserer Sicherheit eingebaut worden. Erinnerst du dich, wie er zu dir kam?«

Helen nickte zögernd. »Ich habe ihn nicht sehen können, ich weiß nicht einmal, wer er war.« Sie senkte ihre Stimme. »Ich habe ihn einfach nur gefühlt.«

»War es ein gutes Gefühl?«

»Jetzt schon.«

Der Schwarzhaarige nickte. »Ja, das sagen sie alle, die von ihm besucht wurden.«

»Und wer ist er genau?« fragte sie flüsternd. »Hat er überhaupt einen Namen?«

»Er heißt Strigus!«

Helen überlegte. Dann sagte sie. »Ich kenne ihn nicht, ich habe den Namen nie zuvor gehört, aber ich finde ihn gut. Ja, er hörte sich sehr gut an. Wirklich.«

»Das meine ich auch.«

»Wo ist er jetzt?«

»Nicht hier. Dafür habe ich auf dich gewartet.«

»Und wer bist du?«

»Gregorin.«

Helen runzelte die normale Stirnseite. »Ich habe den Namen noch nie gehört«, gab sie zu.

»Das ist nicht wichtig. Ich konnte mich aus der Affäre ziehen, als die UdSSR auseinanderbrach. Ich habe andere Aufgaben übernommen, besser gesagt, ich habe Aufgaben weitergeführt, die ich vor Jahren übernommen habe.« Er kicherte plötzlich. Es hörte sich an, als sei er

wahnsinnig geworden.
»Es war einmalig, kann ich dir sagen. Ich hätte nie gedacht, einen derartigen Erfolg zu erringen. Es klappt doch noch, trotz des Zusammenbruchs. Der alte Plan ist nicht aus der Schiene gelaufen.«
Helen Kern interessierte das alles nicht. Sie wollte wissen, wo sich Strigus befindet.
»Das wirst du später sehen. Ich werde dafür sorgen, daß du ihn zu Gesicht bekommst.«
»Ich will nicht so lange warten.«
»Doch - wir müssen.«
»Warum?«
Gregorin lachte scharf und bissig, bevor er sich etwas nach vorn drückte, damit er Platz für seine rechte Hand hatte, um sie hinter seinen Rücken schieben zu können. Er holte dort einen Gegenstand hervor, den er bisher verborgen gehabt hatte.
Etwas schimmerte im Licht der Lampe wie ein Reflex. Es war auch sehr blank - und tödlich.
Die Klinge einer scharf geschliffenen Axt!
Gregorin lachte, nahm die Waffe wieder zurück und hielt sie vor sein Gesicht. »Damit«, flüsterte er, »werden wir beide den neuen Weg einschlagen, das verspreche ich dir.«
»Welchen?«
»Den Weg der Strigen, der Bluteulen. Du bist nicht die einzige, es gibt noch andere.« Er ließ seinen Blick prüfend über sie hinwegwandern, »aber die haben sich richtig verwandelt. Du nicht. Bei dir fehlte noch etwas, verstehst du?«
»Ich weiß.«
Er stellte die Axt auf seinen rechten Oberschenkel, mit der Schneide nach oben. »Und was willst du dagegen tun?« fragte er lauernd, »damit du nicht so bleibst, sondern wirst wie die anderen?«
»Muß ich denn etwas dagegen tun?«
»Wenn du ganz zu uns gehören willst, schon. Aber das überlasse ich Strigus.«
»Ist er hier?«
Gregorin hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Er kann überall und nirgends sein. Wenn er aber gebraucht wird, ist er hier. Darauf kannst du dich verlassen.«
»So lange will ich nicht warten!« erklärte Helen.. Sie fieberte danach, denjenigen zu sehen, der sie in diese Lage gebracht hatte. Ihre Erinnerung beruhte allein auf dem dunklen Zimmer, dem Bärtigen und den wenigen Lichtpunkten, die kaum den Namen Beleuchtung verdient hatten.
»Es liegt nicht an mir!« flüsterte Gregorin. »Leider. Ich hätte dir gern den Gefallen erfüllt. Außerdem wußte ich, daß du zurückkehren

würdest, aber mir sind Grenzen gesetzt. Ich bin nur der Mittler. Ich habe es praktisch angeleiert, weil ich wollte, daß hier eine Organisation aufgebaut wird. Strigen«, flüsterte er, »Strigen unter unserer Kontrolle. Begreifst du, was das bedeutet?«

»Ich will es nicht.«

»Doch, das mußt du. Unser Land ist zerschlagen worden. Wir werden wieder groß und mächtig werden. Man kann uns nicht so einfach ausradieren. Es gibt noch alte Freunde, die zusammenhalten und sich rächen werden. Die Methoden von damals haben wir nicht vergessen, verlaß dich darauf.«

Helen schwieg. Es interessierte sie überhaupt nicht, was der andere dachte und vorhatte. Sie wollte andere Dinge in Bewegung setzen und vor allen Dingen nicht in diesem verdammten Keller bleiben.

Noch immer dachte sie an Strigus, wußte gleichzeitig, daß der Weg zu ihm noch mit zahlreichen Hindernissen gespickt sein würde.

Der Mann mit der Axt stand auf.

Er war groß, muskulös und überragte Helen, die sich vor ihm keinesfalls fürchtete. Sie wußte, wie stark sie war, und sie würde noch stärker werden, das stand fest.

Halb Mensch, halb Eule noch stand nicht fest, welche Kraft in ihr überwog. Beide hielten sich die Waage, doch sie spürte bereits den Drang des Nichtmenschlichen immer stärker werden. Das Tier in ihr überwog, und damit auch ein anderes Gefühl, das allmählich zu einer regelrechten Manie wuchs.

Sie dachte an andere Menschen. An Opfer und deren Blut. Sie war wie ein Vampir, sie wollte dafür sorgen, daß sich die Strigen vermehrten. Der Gedanke daran übertrug sich auch auf ihr Gefieder, das sich leicht sträubte. Über ihre Haut lief wieder ein Schauder.

Gregorin bewegte sich auf eine Tür zu. Sie lag im Schatten und war erst dann zu erkennen, als er dicht davorstand. Auch Helen blieb in seiner Nähe stehen. »Ich bin nicht allein«, flüsterte er ihr zu.

»Ich habe drei Verbündete mitgebracht und…«

»Nur noch zwei.«

»Wieso?«

»Einen habe ich getötet.« Sie hielt ihm die Klaue hin. »Die drang ihm in den Hals.«

Gregorin schluckte. Er leckte dann über seine Lippen. Vielleicht erbleichte er auch, es war nicht zu erkennen. »Warum… warum hast du ihn umgebracht?«

»Weil er mir im Weg stand.«

Gregorin wollte etwas sagen, hob dann die Schultern und akzeptierte die Antwort. Er kam wieder zur Sache. »Wir werden diesen Stützpunkt verlassen, so schnell wie möglich. Ich bin davon überzeugt, daß man uns bereits verfolgt. Ich habe alles vorbereitet. Du wirst in diesen

Raum gehen.«

Er deutete auf die Tür. »Da findest du die beiden anderen. Es gibt auch eine Treppe nach oben. Du erreichst einen Seitentrakt des Hauses, und von dort kannst du verschwinden. Es ist der einzige Weg, den du noch nehmen kannst, klar?«

Helen wunderte sich. »Warum nur er?«

»Weil ich hier alles anzünden werde. Ich habe es schon vorbereitet. Ich lege hier Feuer und fliehe in die andere Richtung. Wir werden uns vor dem Haus treffen.«

»Mein Auto steht dahinter.«

»Laß es stehen, es ist nicht mehr wichtig. Ich habe für alle Fluchtvorbereitungen gesorgt.«

»Ist gut.«

Gregorin schloß die Tür auf. Er zog sie zu sich heran, nicht sehr weit, der Spalt war so groß, daß seine Verbündete hindurchschlüpfen konnte. Er nickte ihr zu. »Nimm dir die beiden. Ich beginne mit den Vorbereitungen, um das Haus abzubrennen.«

Helen gab keine Antwort mehr. Sie tat, wie ihr geheißen. Es war im Moment besser, aber es würde sich ändern, auch das hatte sie sich vorgenommen. Es würden Zeiten kommen, wo sie sich nicht mehr so viel würde sagen lassen. Dann bestimmte sie allein, wo es langging.

Gregorin rammte die Tür hinter ihr zu, als Helen verschwunden war. Tief atmete er durch. Er hielt den Mund dabei offen, dann schüttelte er den Kopf und räusperte sich. Nie hätte er gedacht, daß alles so gut laufen würde.

Günstig sah es aus, sehr günstig. Er grinste. Ein Teil der alten Firma würde wieder aufleben, aber mit einem anderen Chef an der Spitze, nämlich mit ihm.

Die Axt steckte er in den Gürtel und bewegte sich von nun an sehr schnell. Auf Helen konnte er sich verlassen, sie würde ihren grausamen Weg schon gehen.

In einer der Ecken des Raumes stand ein großer Kunststoffkanister. Er war mit Benzin gefüllt und noch geschlossen. Gregorin schleppte ihn in die Mitte. Er keuchte dabei, weil der Kanister schwer war. Dann schraubte er den Deckel ab.

Augenblicklich roch er das Benzin. Es kam ihm vor wie ein wunderschönes Blütenaroma. Er wußte, daß diese Flüssigkeit den Tod bringen würde. Niemand konnte ihn jetzt noch stoppen.

Er kippte ihn.

Die helle Flüssigkeit gluckerte hervor, klatschte zu Boden und verteilte sich dort. Den offenen Kanister schleppte er hinter sich her, als er auf die Tür zuging. Immer wieder goß er Benzin dabei aus, und als er die Tür geöffnet und den Raum verlassen hatte, da kippte er auch weiterhin das Benzin aus. Die Spur blieb, der Geruch auch. Erst

wenn Gregorin die Halle erreicht hatte, würde er das Zeug anzünden. Der Lappen steckte bereits in seiner Tasche. Er brauchte ihn nur mehr anzuzünden und in das Ende der Spur werfen.

Alles andere lief von selbst.

Er lachte.

Der Sieg war ihm gewiß. Und er würde aus den Flammen steigen wie neugeboren…

***

Wir waren fest davon überzeugt, daß wir das eigentliche Geheimnis der Klinik dort entdecken würden, wo die Räume schraffiert eingezeichnet worden waren. Wir wären auch schon unterwegs gewesen, wenn uns Suko nicht aufgehalten hätte.

»Hier riecht es so komisch«, hatte er gesagt.

Mir lag schon eine witzige Bemerkung auf er Zunge, die ich aber runterschluckte, denn das ernste Gesicht meines Freundes sprach Bände. Er trieb keinen Scherz.

»Wie denn?« fragte Wladimir.

Mein Freund hob die Schultern. »Wenn ich das genau wüßte, wäre mir wohler.«

Jetzt schnüffelten Wladimir und ich. Bisher konnten wir nichts feststellen, doch ich glaubte auch nicht daran, daß sich mein Freund getäuscht hatte. Wenn es um Sinneswahrnehmungen ging, dann konnte man sich auf ihn verlassen.

»Laß uns mal in verschiedene Richtungen gehen«, schlug der Inspektor vor. »Dann werdet ihr es auch herausfinden, denke ich.«

»Ist das nicht Zeitverschwendung?«

»Nein, Wladimir, das ist es nicht.« Suko schnüffelte wieder, um sich selbst durch ein Nicken zu bestätigen. »Der Geruch hat sich sogar intensiviert.«

Sukos Gerede machte mich zwar nicht nervös, es beunruhigte mich jedoch. Überhaupt gefielen mir gewisse Dinge nicht. Wir befanden uns zwar allein in der Halle, doch es konnte gut sein, daß sich gewisse Vorgänge hinter unserem Rücken entwickelten und dann zu einer regelrechten Bombe wurden.

»O Scheiße.«

Ich fuhr herum, als ich die Bemerkung des Russen hörte. Wladimir stand rechts von mir, ziemlich weit entfernt, relativ nahe an seiner Tür. Dort wirkte er wie eingefroren. »Was hast du?«

»Ich rieche es auch!«

»Und was ist es?«

Er schnüffelte noch einmal, um sich zu vergewissern. Dann sagte er leise: »Das ist… das ist Benzin!«

Ich schwieg. Suko blieb ebenfalls stumm. Nun erstarrten unsere

Gesichter, und die Gedanken jagten hinter unseren Stirnen. Es lag auf der Hand, daß sich der Geruch von Benzin nicht so ohne weiteres ausbreitete. Das mußte einen sehr realen Grund haben.

Der Russe setzte sich in Bewegung. Sein Ziel war eine bestimmte Tür an der Seite. Schon nach drei Schritten stoppte er wieder und nickte sich selbst zu. »Er ist stärker geworden.« Golenkow hob den Arm an. »Hinter, der Tür muß es sein.«

Er wollte hingehen, doch mein Ruf stoppte ihn. »Nein, Wladimir, noch nicht. Wenn, dann werden wir gemeinsam…«

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, laut und mit viel Kraft.

Ein bärtiger Mann erschien. In der rechten Hand hielt er einen leeren Kanister aus Kunststoff, den er bei seinem Eintritt in die Halle zur Seite schleuderte. Er stieß dabei einen Schrei aus, aber noch jemand schrie. Es war Wladimir Golenkow, denn er konnte mit dem Bärtigen im Gegensatz zu uns einiges anfangen.

»Gregorin!« brüllte er.

»Golenkow, du Schwein!«

Wladimir drehte sich nicht um. Er meinte aber uns, als er sprach. »Überlaßt ihn mir, Freunde, überlaßt ihn mir! Ich werde mit ihm fertig. Ich habe darauf gewartet.«

Gregorin lachte nur. Es hörte sich an wie das Lachen eines Wahnsinnigen. Er drehte sich dabei zur Seite. Es war ein gut einstudierter Trick. In der Gegenbewegung hatte er aus seiner Tasche etwas hervorgerissen. Ein Stoffetzen oder ein Tuch. Und er hielt in der anderen Hand ein Feuerzeug, das er anzündete und die Flammen auf das Tuch hinschwenkte. Es war so trocken, daß es sofort Feuer fing. Gregorin stand in den gefährlichen Dämpfen. Er mußte es wegschleudern, was er auch tat.

Über seine Schulter hinweg warf er es und stürmte auf Golenkow zu.

Er hatte ihn noch nicht erreicht, als hinter ihm eine Hölle losbrach. Es gab eine puffende Explosion, dann war plötzlich der lange Feuerweg vorhanden, der glücklicherweise nicht in die Halle hineinführte, sondern seinen Weg in die Tiefe nahm.

Gregorin wollte reinen Tisch machen. Er wollte die letzten Reste der Klinik vernichten.

Suko und ich starrten in eine rotgelbe und bläulich schimmernde Flammenhölle, aber Gregorin wollte kämpfen, und Wladimir war bereit, den Kampf anzunehmen.

»Überlaßt ihn mir!« schrie er. »Kümmert euch um Helen! Die ist bestimmt schon draußen!«

Wir brauchten nicht näher darüber nachzudenken, da konnte er nur recht haben.

Wir verschwanden und hofften nur, daß Wladimir stark genug war, um Gregorin zu besiegen. Daß der KGB-Mann dabei eine Axt gezogen

hatte, das bekamen wir nicht mehr mit…

***

Helen Kern war überrascht, den Raum nicht in völliger Dunkelheit vorzufinden. Unter der Decke brannte ein kaltes Licht. Es strömte über die Stufen einer glatten Betontreppe, die zu einer offenstehenden Tür hochführte. Wahrscheinlich war sie der Weg ins Freie, aber da wollte sie noch nicht hin.

Sie war weder Mensch noch Strige, sie war beides. Eine Mutation, ein magisches Wesen, das nur eines kannte: den eigenen Durst zu stillen und sich an Menschen schadlos halten. Ihre menschliche Seite war immer weiter zurückgedrängt worden, Skrupel hatte sie längst nicht mehr, was sie auch mit dem ersten Mord bewiesen hatte.

Sie bewegte sich einige Schritte vor, sie schaute in die Runde, denn Gregorin hatte von Menschen gesprochen, die sie hier finden sollte. Zwei Männer, die möglicherweise durch ihre Hilfe zu Strigen wurden, wenn sie die beiden nicht direkt tötete.

Sie waren nicht da.

Ein enttäuschter und pfeifend klingender Atemzug drang über ihre Lippen. Die Hälfte der Nase bildete einen Schnabel. Er war sehr hart, die andere Hälfte, die menschliche, zuckte. Sie roch, sie schnupperte, sie wußte, daß sich ein normaler Mensch in ihrer Nähe befand, aber sie konnte ihn nicht sehen.

Deshalb trat sie tiefer in den Kellerraum hinein, in dem nur die einzige Treppe wie ein Hang in die Höhe stieg und dicht vor der Tür endete. Diese war wiederum weit geöffnet. Von draußen schimmerte ein breiter Lichtstreifen. Er fiel wie ein glänzender Vorhang hinein und hörte erst dort auf, wo die Stufen begannen.

Einen idealeren Fluchtweg gab es eigentlich nicht. Aber weshalb hätten sie fliehen sollen? Es gab keinen Grund. Sie gehörten dazu, sie mußten sich wohl fühlen, sie…

Ihre Gedanken stockten.

Sie hatte ein Geräusch gehört. Nicht einmal mit dem menschlichen Ohr, sondern mit dem Wahrnehmungsvermögen der Eule.

Ein winziges Geräusch nur, ein leichtes Schaben. Oder das Atmen eines Menschen?

Das hoffte sie.

Menschen - das bedeutete Blut, das war auch Leben, nur eben ein anderes Leben, wie sie es führte.

Aber es gehörte dazu. Sie hatte sich vorgenommen, die Leben zu teilen, sie wollte dafür sorgen, daß es Strigen, Menschen und auch andere gab.

Sie lachte leise.

Keiner konnte ihr entkommen. Und Helen wußte auch, wo sie das

Geräusch gehört hatte.
An der Treppe…
Nein, hinter dem Block, in den die Stufen hineingemeißelt worden waren. Sie huschte hin. Dabei war sie so schnell, daß der in Deckung hockende Mann sie erst wahrnahm, als sie als monströses Etwas über ihm stand und auf ihn hinabschaute.
Beide starrten sich an.
Beide spürten, daß sie Feinde waren, und der Mann merkte, daß ihm jemand ans Leder wollte.
Er konnte nichts tun. Dieser schreckliche Anblick lähmte ihn. Das war kein Mensch mehr, das war auch kein Vogel, das war eine Züchtung des Schreckens, wie sie höchstens mal in einem Monsterfilm zu sehen war. Einfach unglaublich.
Die beiden verschiedenen Mundhälften zuckten. In der menschlichen bildete sich Speichel, in der anderen eine gelbliche Flüssigkeit, die den Mann an Eiter erinnerte.
Er schluckte, war kalkweiß geworden. Hinter seiner Stirn hämmerte es. Er spürte nun auch den Herzschlag und wußte, daß es die ersten Anzeichen seiner Todesangst waren.
Er wollte aufstehen. Ein Adrenalinstoß war durch seinen Körper gezuckt. Es gab einfach keine andere Möglichkeit für ihn. Er mußte in die Höhe, wenn er dem Grauen entfliehen wollte.
Helen verhinderte es bereits im Ansatz!
Bevor er noch auf die Füße kommen konnte, trat Helen mit ihrem Vogelbein zu.
Kein Fuß bildete das Ende, sondern eine Kralle mit sehr harten Zehen. Und die griffen zu. Sie verstärkten den Druck noch. Der Körper des Mannes kippte nach hinten.
Sie lachte.
Der Mann keuchte, denn noch immer hatte sich die Kralle in seiner Schulter festgehakt. Sie würde auch nicht loslassen, das wußte er. Dieses Wesen war gnadenlos.
Er blieb auf dem Rücken liegen. Sehr deutlich spürte er, wie sich die gebogenen Zehen noch mehr bewegten und deren Spitzen jetzt auch den Stoff der Kleidung durchdrangen. Sie hinterließen Wunden in der Haut. Der Mann merkte, wie feuchtes Blut klebrig aus den kleinen Wunden quoll.
Trotzdem hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, denn er war nicht allein. Es gab noch einen zweiten Mann hier, der sich versteckt hielt. Bisher war er von dem Monstrum noch nicht entdeckt worden.
Innerlich verfluchte der Gepeinigte seinen Chef Gregorin. Er war ein Hundesohn, ein Verräter. Er hatte sie mit wohlgesetzten Worten von der großen Sache überzeugt, nun aber stand fest, daß sie hier nur Mittel zum Zweck für seine Pläne gewesen waren. Ihm kam es darauf

an, den Weg allein zu gehen und Macht zu erringen.

Der zweite war da. Sehr tief im Flur und ziemlich weit von der-Treppe entfernt hatte er auf einer kleinen Fußbank im Schatten gehockt. Die Mutation hatte ihn nicht gesehen, aber der Mann sie. Er hieß Ivanow und war früher als Schlächter und Folterer beim KGB bekannt gewesen. Ein Hüne von Mensch, doch jemand, der sich trotz seiner immensen Größe geschmeidig bewegen konnte. Das hatte ihm ein koreanischer Kampftrainer beigebracht.

Ivanow stand auf.

Ein Tänzer hätte sich nicht besser und geschmeidiger bewegen können. Der Mann wirkte wie sein eigener Schatten, als er für einen Moment vor der Fußbank stehenblieb. Da er im Dunkeln stand, konnte er gut ins Helle schauen.

Da tat sich etwas. Alles spielte sich neben der Treppe ab, wo sein Freund absolut chancenlos war, denn dieses *Tier* hatte ihn auf den Rücken geschleudert und stand nun über ihm.

Es würde ihn töten.

Und wenn es damit fertig war, dann würde es sich dem zweiten Menschen »widmen«.

Das wollte Ivanow verhindern.

Er war bewaffnet. Pistole oder Messer, das war die Frage. Er entschied sich für die Pistole.

Sie war schmal, lag gut in der Hand und stammte aus russischer Produktion.

So lautlos wie möglich holte er sie hervor. Sein Kumpan spielte gut mit. Er redete halblaut, hastig und schnell, damit das Wesen durch diese Geräusche abgelenkt war.

Ivanow grinste kalt, als er den Rücken der Vogelfrau anvisierte. Sie würde sterben. Dem Kaliber der Waffe hielt kein Körper stand. Das haute einfach durch.

Noch wartete er ab.

Einen Schritt ging er weiter.

Dann baute er sich auf und kam sich vor wie bei einer der zahlreichen Übungen auf dem Schießstand.

Er hielt auf den helleren Menschenkörper und feuerte.

Der Schuß war extrem in der Enge und peinigte die Ohren. Die Kugel hatte ausgezeichnet getroffen.

Sie war dem Wesen in Herzhöhe in den Rücken gedrungen.

Er konnte die Wunde erkennen, die das Geschoß gerissen hatte, aber er sah kein Blut.

Kein Blut?

Ivanow stand da wie vom Blitz getroffen. In diesen Augenblicken brach für ihn eine Welt zusammen. Was er hier erlebte, ging nicht mit rechten Dingen zu. Das war einfach unmöglich. Er schüttelte sich, und

die Waffe in seiner rechten Hand wurde so schwer, daß er sie fast zu Boden hätte fallen lassen.

Die Rechnung war für ihn nicht aufgegangen. Allerdings für die Veränderte. Sie drehte sich um.

Dabei rutschten die Krallen ihres rechten Fußes über den Körper des Mannes unter ihr. Ivanow hörte das Stöhnen seines Freundes, das für ihn wie ein Startsignal wirkte, denn abermals hob er die schwere Waffe an und zielte erneut.

Der zweite Schuß!

Wieder ein Treffer.

Diesmal jagte er in die rechte Seite der Mutation hinein. Ivanow bekam mit, wo die Kugel einschlug. Er sah das Gefieder wegspritzen. Kleine Federn schwebten durch die Luft, bevor sie dann leicht zu Boden sanken. Aber das störte ihn nicht weiter. Ivanow konnte nicht begreifen, was dort alles vorfiel. Dieses Wesen mußte gestorben sein. Zwei Kugeln konnte es nicht verkraftet haben.

Es stand.

Und es konnte reden.

»Jetzt werde ich dich zerfetzen!« versprach Helen Kern und ging auf Ivanow zu…

***

Wir hatten es geschafft und die Halle hinter uns gelassen. Über die Vordertreppe waren wir in den Garten gestürmt, wo wir stehenblieben und uns umschauten.

Noch hielten die Fenster der Hitze des Feuers stand. Keines war zerbrochen, doch wir sahen, wie hinter den Scheiben die Feuersbrunst loderte, und Suko schüttelte den Kopf, als er sagte: »Ich weiß nicht, ob es richtig gewesen ist, Golenkow mit Gregorin allein zu lassen.«

»Es war richtig! Die beiden mußten sich mal gegenüberstehen und es austragen! Wir hätten nur gestört!«

»Sie können auch verbrennen!«

»Das will ich nicht hoffen«, erwiderte ich. Dabei schaute ich bereits in die Richtung, die uns interessierte. Sie lag rechts von uns, wir mußten an der Front des Hauses entlanglaufen.

Einen normalen Weg gab es nicht. Suko und ich mußten uns schon durch hohes Unkraut kämpfen, was an einigen Stellen gar nicht so einfach war, denn immer wieder gab es seltsam geformte Pflanzen, die sich ausgerechnet um unsere Beine wickeln wollten.

Das Feuer tobte noch in den Kellerräumen, denn hinter anderen Zimmerfenstern entdeckten wir das schaurige Leuchten nicht. Aber wir hörten etwas anderes.

Einen Schuß!

Nur deshalb zu hören, weil es sehr still war. Der Schuß klang weit

entfernt. Wir allerdings gingen davon aus, daß er in relativer Nähe abgegeben worden war.

Nur eben tiefer.

Vielleicht im Keller…

Ich bekam eine trockene Kehle, denn ich wußte sofort, daß sich dort ein weiteres Drama abspielte.

Es geschah auch in dem Bereich, der auf der Zeichnung schraffiert worden war. Für uns würde es schwierig werden, dort hinzukommen. Möglicherweise war es besser, wenn wir zurückgingen und warteten, ob sich jemand zeigte.

Dagegen war Suko. »Nein, John, hier spielt die Musik, das weiß ich genau. Komm!« Er war nicht mehr zu halten. Wie ein Berserker wühlte er sich durch die Büsche und erreichte als erster die Stelle, wo er eine dunkle Tür sah. Er zeigte darauf. »John, du kannst mich teeren und federn, aber sie gehört zum Anbau.«

»Das will ich gar nicht. Nur sehe ich weder eine Klinke noch einen Knauf.«

»Dann wird sie eben von innen geöffnet.«

»Bravo - und von wem?«

Ich schaute Suko an und flüsterte: »Von unserer lieben Freundin Helen Kern natürlich…«

Die Hitze in der Halle nahm binnen Sekunden zu. Das Feuer entriß der Luft lebensnotwendigen Sauerstoff.

Das wußte auch Gregorin. Er mußte aus dem unmittelbaren Bereich des Feuers verschwinden. Er tat es auch, zog seine Axt, packte sie mit beiden Händen am Griff und versprach Wladimir, den Schädel zu spalten. »Hier kommst du nicht mehr raus!«

Golenkow grinste nur kalt. Er nickte. »Ja, ich freue mich auf dich, Gregorin. Ich lasse sogar meine Waffe stecken. Ich habe immer gewußt, daß wir uns mal so gegenüber stehen werden. Du hast mich schon damals beim KGB gehaßt, und ich haßte dich ebenfalls. Einer von uns ist auf dieser Welt zuviel, Towarischtsch.«

»Das glaube mal nur!«

»Du bist es!«

Gregorin kicherte. »Bist du dir sicher?«

Während des Gesprächs hatten sich die beiden Todfeinde umkreist. Sie belauerten sich, jeder wartete auf den Fehler des anderen, und der Hintergrund wurde von den zuckenden Flammen erhellt. Benzindämpfe zogen als Wolken durch den Raum und erschwerten das Atmen.

Zuckend sprang Gregorin immer wieder vor. Er spürte in seinem Rükken die heiße Hand des Feuers und wollte auf keinen Fall geröstet werden. So trieb er Golenkow immer weiter zurück, der auch nicht zur Seite auswich, sondern die Waffe im Rücken haben wollte.

Das gelang ihm nicht, denn Gregorin hatte es sich blitzschnell anders überlegt.

Er sprintete plötzlich vor, und gleichzeitig riß er beide Arme hoch und damit auch die Axt.

Golenkow behielt die Ruhe. Als sie schräg gegen ihn jagte, tänzelte er zur Seite. Die blanke Klinge, die im Widerschein des Feuers aussah, als würde sie ein Eigenleben führen, verfehlte ihn und raste dicht über den blanken Fußboden hinweg. Diese Aktion entlockte Gregorin ein häßliches Lachen.

Es war eine von ihm gewollte Finte gewesen.

Die Flammen hatten sich verstrickt. Sie schienen immer mehr Nachschub zu bekommen, sie fauchten, sie tobten, heulten. Die Hitze nahm dramatisch zu. Damit auch die Atemnot der beiden Männer.

Wolken trieben heran. Der Gestank intensivierte sich. Für Wladimir war Gregorin nur mehr ein schwitzender, glänzender Teufel, der es wieder wissen wollte und abermals angriff.

Er kam mit der Schnelligkeit eines Gedankens. Er war kaum zu fassen, denn im Sprung hatte er die Arme hochgerissen, um die Waffe niedersausen zu lassen.

Golenkow ging in den Mann hinein, mit vollem Risiko, denn nur so konnte er der Klinge eventuell entkommen.

Gregorin brüllte auf. Der feuchte Speichel traf das Gesicht des anderen, so nahe war Golenkow an seinen Gegner herangekommen. Er war ihm in die Arme gefallen. Bevor Gregorin sie hatte senken können, bekam er den Stoß und wurde zurückgeschleudert.

Er fiel auf den Rücken rutschte weiter, überschlug sich, und es sah so aus, als würde er in das Feuer hineingleiten, wie die Hexe in den Backofen. Aber er fing sich wieder.

Ein Fluch schmetterte durch die Halle, und einen Augenblick später stand der armenische Henker wieder auf den Beinen.

Wladimir stand ebenfalls.

Diesmal bewaffnet.

»He!« sagte er nur und zielte auf Gregorin.

Der Armenier glotzte in die Mündung. Ein Hustenkrampf schüttelte ihn durch. Vor seinem Gesicht wehte der Rauch wie schwarze Schleier. »Willst du mich erschießen?«

»Ja, wenn es sein muß!«

»Dann drück ab, du Hund!«

»Nicht hier, Gregorin. Wir beide werden die Stätte verlassen. Ich will dich draußen haben!«

»Ich gehe nicht!«

»Willst du verkohlen?«

»Nein, du!«

Die Hitze brannte beide Männer aus. Keiner von ihnen gab es zu. Sie

bekamen kaum Luft, und der Armenier grinste wie ein Teufel, als er sah, mit welchen Schwierigkeiten Golenkow zu kämpfen hatte. »Ich bleibe, mein Freund. Ich bleibe!«

Das wollte Wladimir nicht. Er war kein Selbstmörder. Noch konnte er sich auf den Beinen halten. In einer halben Minute aber würde es anders aussehen, denn das Feuer war ebenso unersättlich wie Wasser. Es suchte sich stets seinen Weg, und es fand immer wieder etwas, das es gierig fressen konnte. Die ersten Flammenzungen leckten bereits auf die Sitzgruppe zu. Von der Treppe nach oben waren sie auch nicht mehr weit entfernt. Da war Rückzug die einzige Alternative.

Zudem glaubte Golenkow nicht, daß sich der Armenier in der Halle grillen lassen würde. Er hatte ebenfalls große Mühe, sich zu halten, aber sein irrer Haß auf den anderen trieb ihn weiter an.

Wladimir ging zurück.

Schritt für Schritt, ziemlich zügig sogar. Dabei zielte er auf die Gestalt des Henkers, die er nie richtig klar sah, weil ihm die fetten Schwaden die Sicht vernebelten. Doch er glaubte darin den Mann treffen zu können, wenn es darauf ankam.

Das Lachen sollte ihn auf seinem Rückzug begleiten, es war nur mehr ein röhrendes Keuchen.

Etwas anderes konnte Gregorin nicht mehr hervorbringen.

Wladimir erreichte die Eingangstür.

Eine stinkende Rauchwolke vernebelte ihm ausgerechnet in diesem Augenblick die Sicht.

Er ahnte, daß sich Gregorin bewegte, und er zerrte die Tür so schnell wie möglich auf.

Luft strömte in die Halle. Das Feuer erhielt neue Nahrung und wurde zu einem wilden, heulenden Tier, in dessen Laute Gregorins Fluch hineindrang.

Wladimir sprang nach draußen.

Da platzten die Scheiben weg!

Es war, als hätten sie gewaltige Schläge erhalten. Die Scheiben waren nicht mehr vorhanden. Sie wurden aus den Rahmen regelrecht gesprengt und verwandelten sich in blitzende Gegenstände, die durch die Halle segelten.

Der stärker gewordene Durchzug war für das Feuer die Hilfe.

Er fauchte noch einmal hinein, er gab ihm Stoff, er jagte es in die Höhe, und es zuckte mit seinen langen Fingern an der Decke entlang, um dort ebenfalls seine Spuren zu hinterlassen.

Der Kampf ging weiter, und Wladimir hechelte nach Luft. Er mußte sich beinahe übergeben, war froh, daß er es im letzten Augenblick geschafft hatte, blieb in relativ sicherer Entfernung im Garten stehen und schaute zurück in die Hölle.

Es war die Hölle! Einen anderen Ausdruck hätte das Chaos auch nicht

verdient.

Die Tür stand weit offen. Das Rechteck war ausgefüllt von dichtem Rauch. Dort hinein mischte sich der Widerschein der Flammen in verschiedenen Farben, von denen manche rot, andere schwarz und wieder andere violett aussahen.

In der Halle gab es nur das Feuer. Bis zum letzten Winkel war sie davon erfüllt worden.

Und der Armenier? Hatte er zu hoch gepockert? War das Feuer trotz allem stärker gewesen?

Golenko wußte nicht, was er hoffen oder glauben sollte. Er hätte den anderen gern lebend mit in seine Heimat genommen, denn dort gab es einige Männer, die ihm den Prozeß machen wollten. Die menschenverachtenden Verbrechen der Vergangenheit waren nicht vergessen. Gregorin und seine Clique gehörten zu dem Schlimmsten, was der sowjetische Geheimdienst hervorgebracht hatte.

Noch immer sah die Tür aus wie der Eingang zur Hölle, in der der Teufel lauerte.

Aber er kam nicht.

Oder doch?

In der offenen Tür entstand eine Bewegung, die nicht vom Feuer stammte. Kein zuckender Flammenschein, kein schwarzes und rotes Licht, zwar Rauch, doch er zeigte sich für diese Bewegung nicht verantwortlich. Da kam jemand.

Wladimir hatte seinen Hustenanfall überwunden. Zwar störte der Rauch noch seine Sicht, doch er beeinträchtigte seine Atmung nicht. Dazu war der Russe einfach zu weit vom Zentrum entfernt.

Er holte tief Luft.

Sie tat gut. Er hob den rechten Arm und stützte das Gelenk mit der linken Hand ab. In der rechten hielt er seine Waffe, und deren Mündung zielte genau auf die Türmitte.

Da mußte er kommen.

Und er kam!

Er glich einer Puppe, die auf einer schwankenden Halbkugel stand und nun angestoßen worden war.

Es war für den Henker aus Armenien nicht möglich, sich gerade zu halten, er war einfach fertig, er hatte zu viel Rauch eingeatmet und war am Ende seiner Kräfte.

Doch er schleppte sich weiter.

Über das flache Podest vor der Tür und auf die erste Treppenstufe zu. Wladimir konnte sich kaum vorstellen, daß er sie schaffte. Er rechnete mit einem Zusammenbruch des Mannes, doch er täuschte sich.

In Gregorin steckte eine wahnsinnige Energie. Er war einfach nicht zu halten. Jemand schien ihn aufgedreht zu haben, um ihm den nötigen Schub zu geben.

Er ging weiter.
Und er hatte seine verfluchte Axt nicht losgelassen. Mit beiden Händen umklammerte er den leicht gekrümmten Griff wie einen Rettungsanker, die Schneide zeigte nach unten, bei jedem Schritt, den er tat, schwang sie hin und her.
Den Mund hatte er weit aufgerissen. Er schnappte nach Luft, ging weiter, hatte die erste Stufe überwunden, trat schaukelnd auf die zweite, die breit genug war, um ihm genügend Halt zu bieten.
Auch über deren Kante rutschte er relativ glatt hinweg, bis er die dritte Stufe erreichte, wieder stark schwankte, es aber schaffte, sich auf den Beinen zu halten.
Wladimir beobachtete jede seiner Bewegungen. Hinter Gregorin bildete das Feuer ständig neue Kulissen, deren Veränderungen von lauten Geräuschen begleitet wurden, weil das Feuer sicherlich schon an den Balken der Decke nagte.
Gregorin ging schneller. Er löste die linke Hand vom Griff der Axt und wischte durch sein Gesicht.
Sauber bekam er es nicht, der Schmier wurde nur verteilt.
»He!«
Golenkows scharfer Ruf hatte ihn zwar erreicht, nur kümmerte sich der Armenier nicht darum. Er betrat den Garten. Es sah so aus, als würde seine Gestalt in das hochwachsende Unkraut einsinken, doch er raffte sich wieder hoch.
»Ich komme, Hundesohn…«
Wladimir konnte nur den Kopf schütteln. Was dieser Mensch sich da vorgenommen hatte, war der reine Wahnsinn, der schließlich zum Selbstmord führen würde. Eine einzige Kugel konnte seinem Leben ein Ende setzen.
»Es hat keinen Sinn, Gregorin! Gib auf!«
»Ha, ha…!« Das Lachen klang wütend und scharf. Nein, dieser Mensch hatte sich noch nicht aufgegeben. Mit jedem Schritt, den er zurücklegte, schien durch sein tiefes Durchatmen wieder mehr Kraft in seinen Körper zu strömen.
So kam er dann weiter.
»Ich hole dich…«
Die Distanz zwischen den beiden so ungleichen Männern schmolz allmählich zusammen. Nur noch wenige Schritte trennten sie, aber die Entfernung war für einen Angriff zu weit.
Nicht für eine Kugel.
Wladimir schoß nicht. Er konnte es einfach nicht, weil er kein Killer war. Er wußte, welche Schuld dieser Henker aus Armenien auf sich geladen hatte. Er hatte unzählige Familien unglücklich gemacht. Er hatte die Befehle für Morde gegeben oder - falls er selbst in Form war - sie eigenhändig durchgeführt.

Verdient hätte er die Kugel tausendmal. Ein glatter Schuß, die Sache wäre erledigt gewesen.

Golenkow aber wollte ihn vor Gericht sehen. Dort sollten seine Bluttaten der Reihe nach aufgezählt werden, und dann sollte er für seine Verbrechen büßen.

Für ihn mußte das schlimmer sein als durch eine Kugel das Leben zu verlieren.

Klappte der Plan?

Bisher sah es nicht so aus, denn Gregorin dachte gar nicht daran, anzuhalten. Wladimir hörte sein Keuchen. Zusammen mit klebrigem Speichel zischte es über seine Lippen. Die Augen waren groß, rund und starr. Ihr Weißes stach von der übrigen Gesichtsfarbe deutlich ab, denn der schmierige Ruß hatte dort eine dunkle Schicht hinterlassen.

»Ich… ich…«, er konnte nicht weitersprechen, ein Hustenanfall schüttelte ihn.

Aber er hob beide Arme an und damit auch die Axt. Er bewegte sich dabei langsam, als wollte er diese Tat genießen. Wladimir wußte, daß es einen anderen Grund gab. Ihm fehlte einfach die Kraft, um sich geschmeidig bewegen zu können.

Dann zitterte er, machte aber weiter, bevor Wladimir ihn auffordern konnte, die Waffe fallen zu lassen.

Noch ein Ruck.

Arme und Axt glitten höher.

Über dem Kopf bildeten sie praktisch ein schmales Dreieck. Er wollte zuschlagen.

»Laß es, Henker! Es ist die letzte Warnung!«

»Nein… ich…« Gregorin brach ab. Über sein Gesicht lief ein Zucken, die Augen nahmen einen leblosen Ausdruck an. Zugleich bildete sich ein Schleier auf den Pupillen.

Da stimmte etwas nicht.

Und dann war es vorbei. Beide Arme fanden nicht mehr die Kraft, die Waffe zu halten. Sie rutschte Gregorin aus den Händen, fiel schräg nach unten, berührte noch seine Schulter, zerriß seine Kleidung und hinterließ auf der Haut einen dunkelroten Streifen.

Er schrie nicht, er zuckte auch nicht zusammen. Mit beinahe staunenden Blicken schaute er zu, wie die Axt mit der leicht von seinem Blut verschmierten Klinge zu Boden fiel und dort liegenblieb.

Wladimir Golenkow entspannte sich. Er glaubte nicht mehr an einen Kampf. Mit den Fäusten war ihm Gregorin in seinem Zustand unterlegen. Dafür stierte er ihn an.

Er öffnete den Mund, auf dessen Lippen noch der Schmierfilm des fettigen Rauchs lag.

Ein krächzender Laut, der sich anhört wie ein Hilferuf. Ein Schritt nach vorn, verzweifelt, nur mehr von irgendwelchen Reflexen diktiert.

Dann brach Gregorin zusammen.
Vor Golenkows Füßen blieb er liegen. So hatte ihn der ehemalige KGB-Mann haben wollen. Jetzt wußte er, daß Gregorin vor ein Gericht gestellt werden würde…

***

Ivanow glaubte dem Versprechen des Monstrums aufs Wort. Für einen Moment bekam er Furcht, denn von seinem Freund konnte er keine Hilfe erwarten. Der lag noch immer neben der Treppe und gab röchelnde Laute von sich. Wahrscheinlich hatte das Wesen auch vor seinem Hals nicht gestoppt und ihn mörderisch gepeinigt.
Ein dritter Schuß lohnte sich nicht. Ivanow wollte versuchen, die Mutation mit den bloßen Händen zu stoppen. Er dachte dabei an die Tricks des koreanischen Kampflehrers, die ihm in harten Trainingsstunden beigebracht worden waren.
Natürlich wußte er, wie man den Feind mit einem einzigen Hieb tötete.
Das versuchte er.
Helen wich nicht einmal aus, als die Hand auf ihren Hals zielte. Sie bekam einen gewaltigen Schlag und hatte das Gefühl, ihr würde der Kopf vom Hals gerissen.
Das wäre bei einem Menschen möglicherweise der Fall gewesen. Nicht bei ihr. Sie taumelte zur Seite, aber sie wurde nicht einmal bewußtlos, dafür drang aus ihrem Mund ein Geräusch, das dem Schrei einer Eule schon sehr ähnlich klang.
Helen fiel gegen die Wand.
Ein russischer Fluch begleitete den nächsten Auftritt des Kämpfers. Mit langen Sprüngen hetzte er auf sein Opfer zu. Aufgeben wollte er nicht. Bei einem zweiten und dritten Anlauf mußte es ihm einfach gelingen.
Zuschlagen - und…
Die Fußkralle war ebenso schnell. Sie hakte sich plötzlich unter seiner Gürtellinie fest. Plötzlich konnte er nur noch schreien. Tränen schossen ihm in die Augen. Er taumelte zurück, beide Hände auf die verletzte Stelle gepreßt. Der Schwung reichte aus, um ihn mit dem Rücken gegen die Tür zu schmettern. Dort gab er ein Bild ab, das Mitleid erweckte. Er war ein zuckendes Bündel und schien an der Tür regelrecht zu kleben. Es gelang ihm nicht, sich davon zu lösen. Dafür holte er saugend Luft und preßte gleichzeitig seinen Schmerz hinaus.
Dem anderen Mann war es gelungen, sich aufzurichten. An einer Stufenkante hatte er sich in die Höhe gezogen und jetzt seine angewinkelten Arme darauf gelegt. Der Hals brannte, als würde die dünne Haut wie eine alte Tapete in Fetzen herabhängen. Er tastete hin und fühlte tatsächlich das feuchte, dicke Blut unter den Spitzen seiner

Finger. Der Hals schien zugeschnürt zu sein. Von innen als auch von außen. Als wäre eine Faust brutal hineingerammt.

Er konnte Ivanow nicht helfen und mußte selbst mit ansehen, wie das Monstrum vorging.

Gleichzeitig fiel ihm noch etwas anderes auf. In diesem Raum herrschte eine irre Hitze. Das war nicht normal, die Hitze konnte auch nicht von draußen strömen, sie wehte aus einer anderen Richtung heran und kam ihm vor, als würde sie von der Tür abgestrahlt, an der sein Freund Ivanow hing. Jammerte er deshalb so, oder hing alles mit dem Schlag in den Unterleib zusammen?

Das Monster wollte töten. Nicht nur einen, sondern beide Männer. Es kümmerte sich nicht um den zweiten, der nach seinem Messer tastete. Die Kugel hatte nichts geholfen, vielleicht schaffte es die Klinge, wenn es ihm gelang, sie wuchtig genug zu schleudern.

Als er auf den Stuhl schaute, da fiel ihm auf, wie sehr die rechte Hand zitterte.

Er hob den Arm trotzdem an.

Das geschah in dem Moment, als die Mutation vor Ivanow stehenblieb und sich bückte.

Mit der Krallenklaue griff sie zu.

Sie zerrte den schreienden Ivanow in die Höhe, drehte ihn herum, und es hatte den Anschein, als wollte sie ihn in eine Ecke schleudern wie einen schmutzigen Lappen.

Dazu kam es nicht mehr.

Von einer Urgewalt angetrieben, flog plötzlich die graue Metalltür auf. Sie war wie ein Geschoß, jagte in den Raum und war der Vorläufer eines gewaltigen Feuersturms, der endlich freie Bahn hatte.

Der Mann an der Treppe erlebte in den letzten Sekunden den Schrecken und die Angst, die er vielen seiner Opfer zugefügt hatte…

***

Das Feuer war nicht zu stoppen. Es hatte sich in ein wildes Tier verwandelt, in ein Inferno aus Hitze, Rauch, fauchendem Wind und dicken schwarzen Schwaden. Es wütete auf die drei Personen zu, und es nahm keine Rücksicht.

Der KGB-Agent schaute zu. Die Lohe wirbelte in seine Richtung. Der heiße Atem raubte ihm alles, was er noch hatte. Er bekam keine Luft mehr, doch er sah, wie das Monstrum Ivanow losließ, ihm aber eine andere Richtung gegeben hatte, als Beute für das Feuer, als sollten die Flammen durch dieses Opfer abgelenkt werden.

Das Opfer nahmen sie nicht an. Niemand konnte sie stoppen. Sie schluckten Ivanow und huschten weiter. Dabei erklang ein höllisches Brausen, und der fette Rauch bewegte sich wie eine stinkende Nebelwand durch den Raum, um auch den letzten Rest Luft zu rauben.

Atmen konnte der Zuschauer nicht mehr.
Die Flamme war da.
Sie überzog ihn mit ihrem heißen Atem, und er wußte nicht, wo er überall die Schmerzen spürte, bis er dort auf der Stelle zusammenbrach, wo er gestanden hatte.
Das zweite Opfer.
Noch war Helen Kern übrig. Mochte sie gegen vieles resistent sein, nicht gegen das Feuer. Es fauchte auch auf sie zu. Es sprang sie an, es kam ihr vor wie dicker Sirup, der sich zuerst um sie legte und sich schnell verflüchtigte, weil er sich in ihren Körper hineinbrennen wollte.
Sie rechnete damit, ebenfalls zu einem Feuerbündel zu werden, was bei ihr aber nicht stimmte. Sie war von einer anderen Kraft gezeichnet worden, und sie reagierte in diesem Augenblick nicht wie ein Monster, sondern mehr wie ein Stück Metall, das sich in der Hitze eines Ofens verformte.
Nicht anders erging es Helen!
Das Feuer umtanzte sie, es wollte in sie Eindringen, es erhitzte sie, es fraß sich weiter, es umloderte ihre Haut, es raubte ihre Kräfte, aber sie kämpfte mit einer schier überirdischen Verzweiflung dagegen an und schaffte es sogar, sich zu drehen und sich somit der nach oben führenden Treppe zuzuwenden.
Der einzige Fluchtweg!
Es war unglaublich, welch eine Energie in dieser Mutation steckte. Sie schaffte es tatsächlich, ein Bein zu heben und den Fuß - diesmal war es der rechte - auf die unterste Stufe zu stellen. An keiner der Seiten hatte die Treppe ein Geländer.
Helen quälte sich hoch.
Ihr Körper sah dabei aus, als würde er von einem inneren Mechanismus geleitet. Mit den immer gleichen Bewegungen erklomm sie Stufe für Stufe. Aber die Treppe war lang, sehr lang sogar, und das Feuer war schnell. Es peitschte und fauchte hinter ihr her, es griff mit seinen langen Armen nach ihr, denn auch das letzte Opfer wollte es nicht aus seinen Klauen lassen. Beute, nur Beute…
Das Feuer schaffte sie.
Zwar hielt es sich nicht von einem weiteren Hochsteigen der Treppe ab, aber der Körper der Mutation veränderte sich immer weiter, es gab die Haut ebensowenig wie das Gefieder. Beides war nicht nur geschmolzen, es lief auch ineinander.
Von verschiedenen Seiten bewegte es sich aufeinander zu. Die helle Haut, das dunkle Gefieder, beides schmolz zu einer schmierigen Schicht zusammen, doch es passierte noch mehr.
Die heißen Zungen schlugen von unten hoch auf ihr Gesicht zu, denn auch der Kopf sollte erfaßt werden.

Plötzlich waren sie da. Sie umloderten ihn, sie fuhren über das menschliche Gesicht ebenso wie über das andere. Ein schweres, mörderisches Sterben stand ihr bevor.

Und trotzdem ging sie weiter!

Sie trotzte den Flammen, nur konnte sie ihre Veränderung ebenfalls nicht mehr aufhalten.

Haut und Haut glitten von verschiedenen Seiten wie Sirup aufeinander zu. Wo sie sich trafen, bildeten sie eine bläuliche Schicht, die alles andere überdeckte. Ein Beobachter hätte schon jetzt sehr genau hinschauen müssen, um in diesem Wesen die ehemalige Mutation zu erkennen.

Alles war anders geworden!

Das Gesicht glich einer blauen Maske, in der die Augen nicht mehr zu sehen waren, weil sie in tiefen Schattenhöhlen lagen. Auch der Körper war nur mehr eine weiche, noch immer schmelzende Masse, als hätte eine Zange gerade jetzt das glühende Teil aus dem heißen Ofen hervorgezogen.

Das Grauen schlug voll zu, nur tötete es nicht.

Helen ging weiter.

Stufe für Stufe…

Mochte die Treppe auch noch so lang sein, es war schon jetzt abzusehen, daß sie es schaffen konnte.

Das Feuer gewann an Kraft. Es hatte nicht nur die Tür gesprengt, sondern sehr weit von diesem Raum entfernt auch die Scheiben der Fenster. Der dabei entstandene Durchzug fegte durch die unteren Etagen des Hauses wie der Atem aus der Hölle.

Noch höher, noch heißer, noch schneller!

Vor Helen Kern hatte es die Tür erreicht. Es ballte sich dort als glühende Lohe zusammen, eine heiße, zuckende, runde, quellende Wand, die nicht weiterkam.

Noch nicht…

Da war Helen. Die schaffte es, auch die letzten drei Stufen hinter sich zu lassen. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als in die heiße Wand hineinzutauchen.

Sie ging, sie streckte ihre dunklen Arme vor und legte die klumpigen Hände auf den Hebelriegel.

Dann wuchtete sie ihn nach unten, die Tür öffnete sich.

Helen hatte freie Bahn.

Und mit ihr das Feuer!

***

Wir waren sicherheitshalber weiter zurück und in Deckung gegangen, als wir spürten, daß sich etwas tat. Denn hinter der geschlossenen Tür ballte sich die Hitze zusammen, als läge dort ein großer Brennofen.

Uns war auch klar, daß die Tür, mochte sie auch noch so stabil sein, diesem Druck nicht würde standhalten können.

Ein Baum diente uns als Schutz. In seiner dichten Krone vergnügten sich unter schrillen Schreien zahlreiche Vögel.

Uns umgab die Natur.

Vor uns aber lag die Hölle, nur durch eine relativ dünne Tür getrennt. Wir redeten nicht miteinander, aber die Spannung stand in unseren Gesichtern wie festgeschrieben.

»Es passiert bald!« hörte ich Sukos Zischen. »Das kann nicht anders sein.«

»Und weiter?«

»Dann werden wir von Helen nur mehr Asche…«

Das letzte Wort wurde ihm von einem gewaltigen Knall von den Lippen gerissen. Es war unser Glück, daß wir in einer guten Deckung hockten, denn die Tür war mit vehementer Wucht aus der Verankerung gerissen worden. Sie kippte während ihres Flugs und wuchtete mit der Schmalseite in den weichen Untergrund, wo sie auch steckenblieb.

Dann kam das Feuer!

Es war gewaltig, ein heißes Chaos, das auch uns trotz der Deckung entgegenbrandete. Ich dachte daran, daß es zwar in der letzten Nacht geregnet haben mußte, doch der Boden war wieder trocken geworden, und natürlich auch die Gewächse. So konnte es leicht sein, daß hier alles in Brand geriet.

Wir mußten weg, denn eine breite Flammenbahn hatte das Gras erfaßt und bewegte sich auf uns zu.

Ich hörte Suko fluchen, weil wir bisher nichts von Helen gesehen hatten, aber die war zweitrangig geworden.

Nein, war sie nicht!

Plötzlich sahen wir sie. Auch sie hatte das Feuer überstanden, aber in der irrsinnigen Hitze gelitten, denn die Flammen hatten ihren Körper erfaßt und beide Hälften zu einem abstrakt wirkenden Klumpen auf zwei Beinen zusammengeschmolzen.

Wir vergaßen die Flammen und schauten nur zu, wie sie zu entkommen versuchte.

Sie schaffte es nicht mehr. Nur einige torkelnde Schritte weit war sie gekommen, als auch diese blauschwarze Masse nicht mehr mitspielte und zerlief.

Sie kam nicht mehr weg. Helen - oder was einmal Helen Kern gewesen war - klebte am Boden.

Das Feuer huschte auf sie zu und glitt an ihr hoch…

Kurz bevor sie zusammenbrach, schaute sie noch in unsere Richtung.

Wir sahen ihr Gesicht und stellten fest, daß es nichts mehr mit dem menschlichen und auch nichts mit dem der Strige gemein hatte. Es

war nur mehr eine zerfließende, stinkende, harzartige Masse.
Einen derartigen Mitstreiter würde Strigus, der Herr der Bluteulen nicht akzeptieren. Diesmal hatten wir nicht einzugreifen brauchen, das kam auch mehr als selten genug vor.
Wind wurde durch das Feuer erzeugt, fauchte auch wieder hinein und trieb die Flammen an. Als wir beide das Gefühl hatten, unsere Haut würde verbrennen, da wurde es auch für uns Zeit, die Flucht zu ergreifen. Suko lief neben mir her. Beide dachten wir an Wladimir Golenkow und fragten uns, wie es ihm ergangen sein mochte…

***

Vor dem Haus empfing er uns mit einem zähen Grinsen auf dem rußgeschwärzten Gesicht. Die Klinik brannte lichterloh. Aus dem Haus war eine einzige Fackel geworden. Ein rotglühendes Monstrum, von schwarzen Rauchwolken überdeckt.
In der Ferne hörten wir das Heulen der ersten Sirenen, und Suko war plötzlich verschwunden, weil er seinen Wagen aus der Gefahrenzone schaffen wollte.
Wladimir und ich blieben zurück. »Gregorin lebt, John!«
»Helen aber nicht mehr.« Während wir immer weiter zurückwichen, berichtete ich ihm, was hinter uns lag.
»Das hört sich gut an!«
Ich schwieg.
Neben Gregorin blieben wir stehen. Er war noch bewußtlos. Von mir bekam er Handschellen. Dann mußten wir den schmalen Weg räumen, denn die ersten Löschwagen rollten heran.
Damit war auch für uns der Fall Helen Kern abgeschlossen…

ENDE des Zweiteilers